

## **Achte Stolpersteinverlegung in Heidelberg**

32 Heidelberger Opfern des NS-Regimes werden „die Namen zurückgegeben“, wie es der Künstler Gunter Demnig, Initiator der Stolpersteine, formuliert.

### **Freitag, 6. Oktober 2017**

Verlegung der Stolpersteine an folgenden Orten:<sup>1</sup>

09:15 Uhr	Häuselgasse 28	FAMILIE BODEM
10:00 Uhr	Bunsenstraße 7	FAMILIE KAHN
10:30 Uhr	Bergheimer Straße 118	FAMILIE GUTMANN
11:00 Uhr	Brückenstraße 4	FAMILIE WEINER
11:20 Uhr	Steubenstraße 36	FAMILIE MEYER
11:50 Uhr	Plöck 40	DORIS BAUM KAROLINE BORCHARDT DR. DORA BUSCH DR. EUGEN EHRMANN DR. BERTA EISENMANN MARGOT MEYER HELENE PREETORIUS
12:20 Uhr	Hauptstraße 123	FAMILIE SIMON

**anschließend**

**Mittagspause**

**14:15 Uhr**

**Gedanken und Musik zur  
8. Stolpersteinverlegung**

Hölderlin-Gymnasium, Plöck 40

**Wir würden uns sehr über Ihre Teilnahme freuen!**

---

<sup>1</sup> Die Zeitangaben sind circa-Angaben. Je nach Dauer der vorangehenden Verlegezeremonien können nachfolgende Verlegungen etwas früher oder etwas später beginnen.

**STOLPERSTEINE** sind Zeichen des Erinnerns und des Gedenkens.

Es sind kleine Gedenksteine, die vor den einstigen Wohnhäusern von NS-Opfern in das Straßenpflaster verlegt werden. In die 10 mal 10 cm großen Messingplatten sind die Namen, Lebensdaten und Hinweise auf das Schicksal des jeweiligen Opfers eingraviert. Manchmal werden durch die Verlegung mehrerer Steine vor einem Haus Familien symbolisch wieder „zusammengeführt“, die durch unterschiedliche Verfolgungsschicksale auseinandergerissen wurden. Dann werden bei der Verlegung von Stolpersteinen auch an solche Opfer erinnert, die bisher kaum öffentlich bekannt waren.

Stolpersteine werden seit dem Jahr 1997 auf Initiative von Bürgerinnen und Bürgern zusammen mit dem Kölner Künstler Gunter Demnig verlegt. In mehr als 1.100 Orten in Deutschland und 22 weiteren Ländern Europas sind bisher über 61.000 solcher Steine gesetzt worden. Sie sind Zeichen von Lebensspuren im Alltag. Sie erinnern an die Verbrechen der NationalsozialistInnen an den Stellen, wo die Verfolgten und Ermordeten gelebt haben, nämlich mitten in der Stadt. Sie erinnern an Individuen und erklären durch ihre dezentrale Verteilung, wie sehr die Verfolgten Teil der Gesellschaft waren. Sie schärfen das Bewusstsein von der „Zerbrechlichkeit der Zivilisation“ (Jutta Limbach, ehemalige Präsidentin des Bundesverfassungsgerichts).

Die achte Heidelberger Stolpersteinverlegung ist auch diesmal wieder über alle Stadtteile verteilt. Sie beginnt in Kirchheim (Häuselgasse), wird fortgesetzt in der Bunsenstraße (Weststadt), gefolgt von Bergheim (Bergheimer Straße), Neuenheim (Brückenstraße) und Handschuhsheim (Steubenstraße). Sie endet in der Altstadt (Hauptstraße und Plöck).

Die Menschen, derer wir bei dieser Steinverlegung gedenken, waren alle den Verfolgungen des NS-Regimes ausgesetzt, weil sie Juden waren oder jüdische Vorfahren hatten. Schon unmittelbar nach der Machtübergabe begann ihre Ausgrenzung und Aussonderung durch verschiedene Boykottmaßnahmen. Demütigungen und Repressalien bestimmten von nun an ihr Leben und am 22. Oktober 1940 wurden einige von ihnen mit anderen jüdischen HeidelbergerInnen (300 insgesamt) nach Gurs deportiert und von dort nach Auschwitz.

Zu diesen nach Südfrankreich Deportierten gehören Hermine Gutmann und Meta Meyer. Majam Bodem und ihr Sohn Albert wurden im Juni 1943, nachdem der Mischehenschutz durch den Tod des Ehemanns gefallen war, direkt nach Auschwitz-Birkenau deportiert. Harry Meyer, der sich 1940 auf Reisen befand und so der Deportation nach Gurs entkam, wurde 1942 nach Izbica verschleppt und von dort kam er nach Auschwitz. Die Künstlerin Karoline Borchard wurde 1942 nach Theresienstadt deportiert. Niemand von ihnen überlebte.

Einigen gelang die Flucht; manchmal ganzen Familien. Dazu gehören: die Familie Kahn und der Sohn von Hermine Gutmann, der gerade eine Familie gegründet hatte, die jungen Familien Weiner und Simon.

Vor dem Hölderlin-Gymnasium werden sieben Steine verlegt, fünf davon für Lehrerinnen, die 1933 entlassen wurden. § 3 des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933 lieferte dafür die Handhabe, er richtete sich gegen Beamte nichtarischer Abstammung. Bemerkenswert ist, dass man versuchte, sich im Fall der Assessorin Dr. Busch und der Assessorin Helene Preetorius der Entlassung zu widersetzen. Dora Busch erhob selbst Einspruch durch den Hinweis, dass ihr Mann im Ersten Weltkrieg gefallen sei. Das Gesetz enthielt tatsächlich eine Ausnahmeregelung für diejenigen, deren Väter oder Söhne im Krieg gefallen waren. Eine Anwendung auf den Fall eines gefallenen Ehemannes wäre also denkbar. Der Kultusminister erwog auch wirklich diese Auslegung des Gesetzes, rückte dann aber doch davon ab und es blieb bei der Entlassung.

Um die Entlassung von Helene Preetorius zu verhindern unterzeichneten 89 Schülerinnen ein Schreiben mit der Bitte, diese Lehrerin im Schuldienst zu belassen.

Beide Aktionen sind keine Widerstandsaktionen, zeigen aber, dass man sich der Ungerechtigkeit des staatlichen Vorgehens bewußt war. Im Jahr darauf unter dem neuen Schulleiter wäre eine solche Aktion nicht mehr möglich gewesen. Etliche Schülerinnen mussten bald ihre Schulzeit unfreiwillig beenden. Auch an ihr Schicksal wird im Zusammenhang der heutigen Steinverlegung erinnert: eine Oberstufenschülerin des heutigen Hölderlin hat sich mit dem Schicksal einiger Ehemaliger befasst und berichtet davon auf der Homepage der Schule.

Karoline Borchardt-Ehrmann hat die damalige Höhere Töchterschule besucht und wurde von München nach Theresienstadt deportiert. Ihrer soll in Heidelberg gedacht werden, da in München keine Steine verlegt werden dürfen.

Der siebte Stein vor der Schule erinnert an einen Lehrer, Dr. Eugen Ehrmann, dem die Entlassung aus rassistischen Gründen erspart geblieben ist, weil er unmittelbar vor 1933 in den Ruhestand versetzt wurde, der aber als Pensionär alle Demütigungen und Repressalien zu ertragen hatte, die das NS-Regime den jüdischen Deutschen auferlegte.

Gunter Demnig spricht gerne von einer „sozialen Skulptur“, wenn er die Besonderheit seines Kunstwerkes beschreibt. Die Beteiligung und Mitarbeit vieler Einzelner an der Vorbereitung zur Steinverlegung, an dieser selbst und an der Gedenkfeier im Hölderlin-Gymnasium bestätigen seine Charakterisierung und tragen dazu bei, seinem „Denkmal von unten“ ein weiteres Stück hinzuzufügen.

## Häuselgasse 28, Heidelberg-Kirchheim

**Karl Bodem**, geb. 10.5.1891, gest. 20.4.1943 in Heidelberg

**Maria (Majam) Chaimowa Bodem**, geb. Zwornick, geb. 8.3.1899 in Bielsk/Polen, am 15.6.1943 deportiert nach Auschwitz, ermordet

**Ludwig Bodem**, geb. 5.3.1919 in Soldau, am 31.8.1937 Flucht in die USA, gest. am 17.2.2001 in Atlanta, Georgia, USA

**Charlotte Bodem**, verh. Harrel, geb. 12.7.1920 in Heidelberg, am 11.8.1939 Flucht nach England, später USA, gest. 21.12.1979 in Forrestville, Maryland

**Albert Bodem**, geb. 4.9.1923 in Heidelberg, am 15.6.1943 deportiert nach Sobibor, am 8.5.1945 für tot erklärt

Die Zeit von 1933 bis 1945 wurde in Kirchheim nach dem Krieg nie öffentlich thematisiert. So geriet auch bald in Vergessenheit, dass bis 1943 auch in Kirchheim Menschen jüdischen Glaubens lebten. Durch die Erinnerungen einer Kirchheimerin wurde man jedoch auf die Familie Bodem aufmerksam.

Familie Bodem wohnte seit 1932 in Kirchheim, zunächst in der Zentstraße 6, in einem Haus der Gesellschaft für Grund- und Hausbesitz. Vermutlich mussten sie die städtische Wohnung verlassen, denn ab 1939 wohnten sie in der Häuselgasse 28.

Karl Bodem wurde am 10. Mai 1891 in Nußdorf bei Landau geboren, er war nichtjüdisch und Protestant. Sein Beruf war Maler und er betrieb seit 1925 zusammen mit seinem Bruder Ferdinand ein Maler-, Tüncher-, Tapezier- und Parkettbodenreinigungsgeschäft in der Weststadt, zuerst in der Dantestraße 22, später in der Gaisbergstraße 11. Auf Druck der NS-Behörden musste das Geschäft geschlossen werden.

1918 heiratete er die Jüdin Maria Zwornick, die am 8. März 1899 in Bielsk, Grodnow/Polen geboren wurde. Das Ehepaar bekam vier Kinder, wie die Mutter waren sie jüdischen Glaubens. Ein Kind, Wolfgang, starb 1923 im Alter von knapp einem Jahr.

Der älteste Sohn, Ludwig Bodem wurde am 5. März 1919 in Soldau/Ostpreußen geboren. Er war kaufmännischer Angestellter bei den Gebr. Krüger, Zigarrenfabriken, Hardtstraße 9, in Kirchheim. (Die Niederlassung, 1898 gegründet, gehörte der jüdischen Familie Flegenheimer und wurde 1939 „ariisiert“.)



Die Eltern Karl und Maria Bodem mit ihrem ersten Kind Ludwig (Foto: Privat)



Tabakfabrik Flegenheimer, Hardtstraße 9 (Foto: Stadtarchiv Heidelberg)

Da die Situation für Juden bereits 1937 zunehmend schwieriger wurde, bereiteten seine Eltern Ludwigs Auswanderung vor. Er verließ am 31. August 1937 Deutschland mit dem Ziel New York, wo ihn Verwandte seiner Mutter aufnahmen. Nach weiterer Schulausbildung arbeitete er wieder als kaufmännischer Angestellter. Er heiratete und bekam zwei Kinder, William Ladd und Louis Van. Ludwig Bodem lebte zuletzt in Atlanta, Georgia und starb am 17. Februar 2001.

Charlotte Bodem, gesch. Mitchell, wiederverheiratete Harrell wurde am 12. Juli 1920 in Heidelberg geboren. Sie war von Mai bis Dezember 1935 Lehrling der jüdischen Firma Gebr. Rothschild (Kaufhaus in der Hauptstraße, heute Kraus). Der Betrieb musste 1936 verkauft werden. Charlotte besuchte eine Fortbildungsschule, bis sie von den Eltern am 11. August 1939 zu Verwandten nach London geschickt wurde; sie folgte dann aber ihrem Bruder Ludwig am 15. April 1945 in die USA, der damals schon in Atlanta, Georgia lebte. Charlotte hatte zwei Kinder; Maria und Albert. Sie lebte zuletzt in Forestville, Maryland und starb am 21. Dezember 1979.



Maria Bodem (2.R.re.) in landestypischer Tracht (Foto: privat)

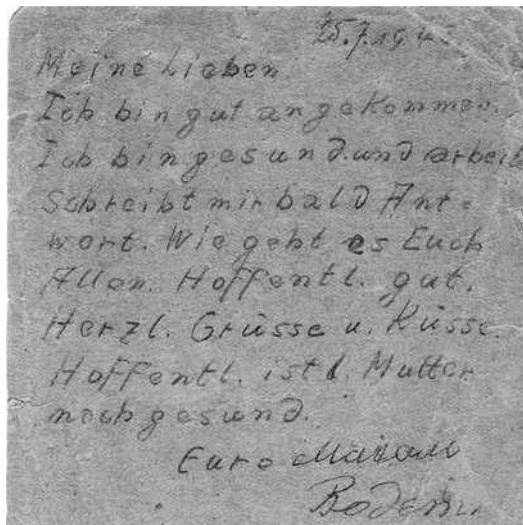
Über Albert Bodem ist nur sehr wenig bekannt. Er wurde am 4. September 1923 in Heidelberg geboren und machte eine kaufmännische Lehre. Albert war im September 1940 für einen Monat in Frankfurt gemeldet, kam dann allerdings wieder nach Heidelberg zu seinen Eltern zurück. Er wurde nicht einmal zwanzig Jahre alt.

Solange Karl Bodem lebte, waren seine Frau Maria und sein Sohn Albert durch „Mischehe“ geschützt. Als er jedoch am 20. April 1943 an einer Lungenentzündung in Heidelberg starb, verloren sie diesen Schutz. Für eine

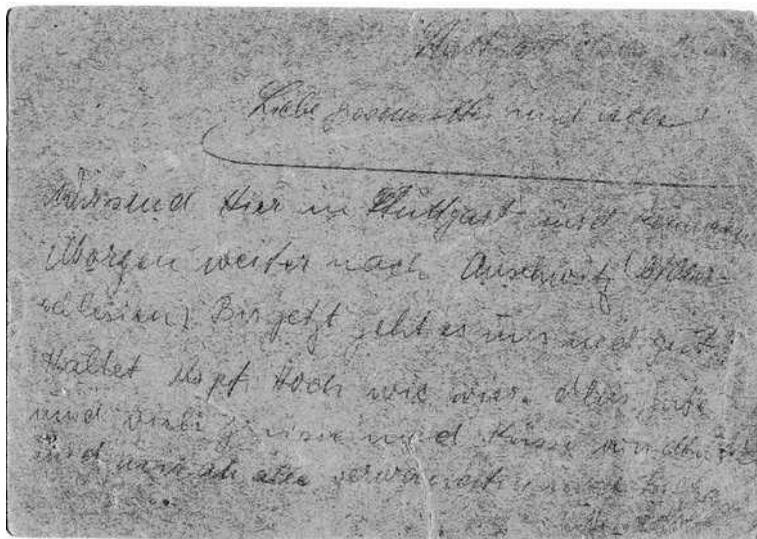
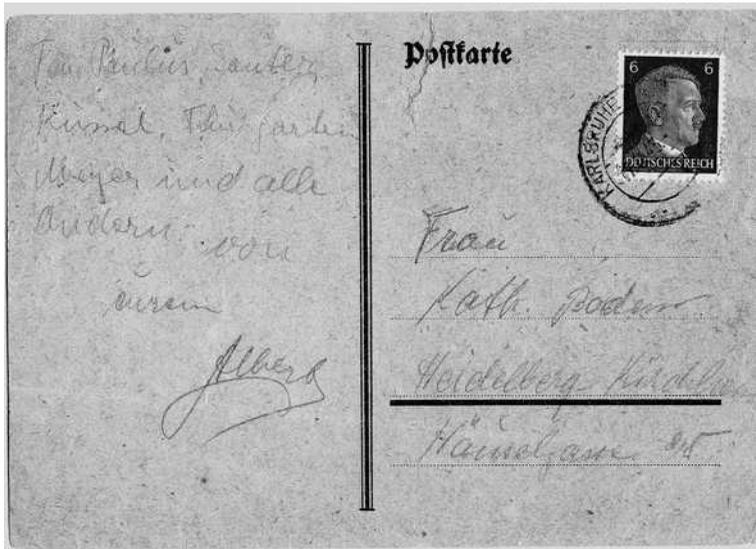
Auswanderung war es nun zu spät. Es nützte auch nichts, dass Albert am 10. Dezember 1940 aus der jüdischen Religionsgemeinschaft ausgetreten war. Keine zwei Monate später, am 15. Juni 1943 wurden er und seine Mutter abgeholt. Eine Kirchheimer Nachbarin – damals acht Jahre alt – erinnert sich, dass ein schwarzer Kastenwagen vorfuhr und die beiden mitnahm.

Mutter und Sohn schickten Postkarten aus Auschwitz-Birkenau.

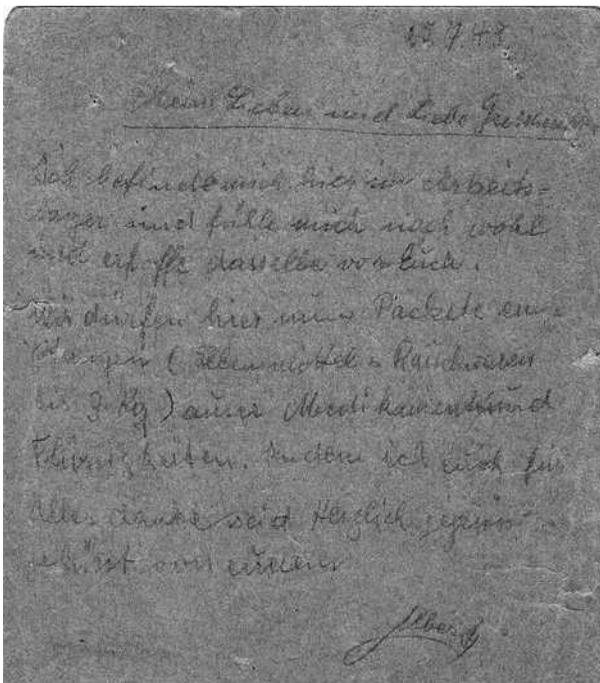
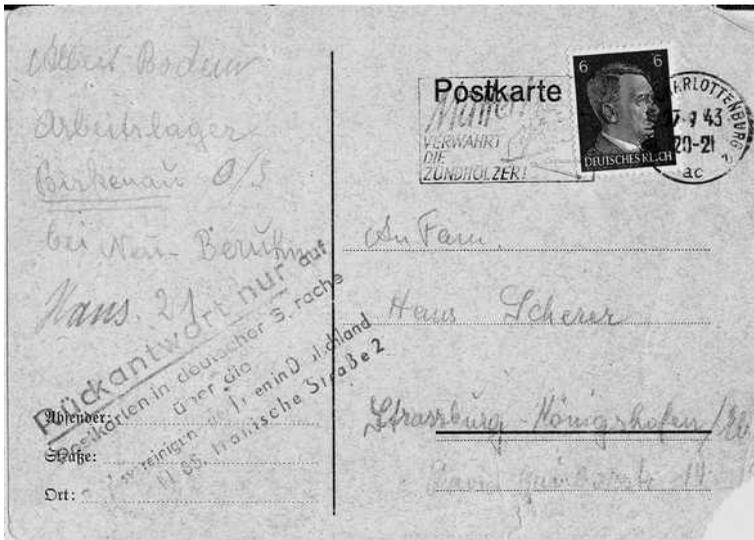
Maria Bodem wurde in Auschwitz ermordet, Albert in Sobibor (vgl. Koblenzer Gedenkbuch). Beide wurden am 8. Mai 1945 für tot erklärt.



Postkarte von Maria Bodem aus dem Lager Birkenau vom 25. Juli 1943 an ihre Schwiegermutter, die sich zu dieser Zeit in Straßburg aufhielt. „Meine Lieben, Ich bin gut angekommen. Ich bin gesund und arbeite. Schreibt mir bald Antwort. Wie geht es Euch Allen. Hoffentl. gut. Herzl. Grüsse und Küsse. Hoffentl. ist d. Mutter noch gesund. Eure Maiam Bodem“. (Fotos: privat)



Postkarte von Albert Bodem an seine Großmutter noch kurz vor dem Abtransport aus Stuttgart geschrieben, mit Grüßen an alle Hausbewohner der Häuselgasse. „Wir sind hier in Stuttgart und fahren Morgen weiter nach Auschwitz (Oberschlesien). Bis jetzt geht es uns gut. Haltet Kopf hoch wir auch. Alles Gute und viele Grüsse und Küsse von Mutter und mir an alle Verwandten und Nachbarn(?), Fam. Paulus, Sauter, Küssel, Thürgarten [Dorgathen], Meyer und alle andern von eurem Albert“. (Fotos: privat)



Vorder- und Rückseite einer Postkarte von Albert Bodem aus dem Lager Birkenau vom 25. Juli 1943.

„Meine Lieben und Liebe Großmutter. Ich befinde mich hier im Arbeitslager und fühle mich noch wohl und erhoffe dasselbe von Euch. Wir dürfen hier nun Packete empfangen (Lebensmittel u. Rauchwaren bis 3 kg) auser Medikamenten und Flüssigkeiten. In dem ich euch für alles danke seid Herzlich gegrüßt und geküsst von eurem Albert“. (Fotos: privat)

## **Bunsenstr a e 7, Heidelberg-Weststadt**

**Siegfried Kahn**, geb. 1.9.1881 in Offenburg, am 10.11.1938 „Schutzhaft“ in Dachau, im Aug. 1939 Flucht nach England, 1948 in die USA

**Martha Kahn**, geb. Herz, geb 7.9.1894 in Heilbronn, im Aug. 1939 Flucht nach England, 1948 in die USA

**Heinz Kahn**, geb. 24.3.1923 in Heidelberg, im März 1939 mit Kindertransport nach England, 1940 in die USA

**Erich Kahn**, geb. 23.11.1926, im August 1939 mit Kindertransport nach England; 1948 in die USA

Familie Kahn wohnte bis zum Jahr 1939, dem Jahr ihrer Flucht aus dem nationalsozialistischen Deutschland, in der Bunsenstr a e 7. In diesem Jahr kamen zunächst die beiden Söhne mit Kindertransporten nach England und unmittelbar vor Kriegsausbruch erreichten auch die Eltern dieses Land.<sup>1</sup>

Seit 1924 hatte das Ehepaar Siegfried und Martha Kahn, geb. Herz in der Bunsenstr a e 7 einen Tuch- und Futterstoff-Großhandel geführt. Die Kundschaft bestand zum großen Teil aus Schneidermeistern, die Siegfried Kahn meist persönlich aufsuchte. Er hatte zu diesem Zweck ein Auto mit Chauffeur, der zeitweise auch als Vertreter des Unternehmens arbeitete. Die Ehefrau Martha war für den Innenbetrieb der Firma zuständig. Sie hatte deshalb immer mindestens eine Haushaltshilfe, zeitweise auch ein Kindermädchen angestellt.

Martha Kahn war am 7. September 1894 in Heilbronn geboren. Ihr Vater, Samson Herz, war Kaufmann und führte dort ein Textilgeschäft, in dem auch Martha vor ihrer Heirat arbeitete. Sie hatte sechs Geschwister, ein Bruder war im 1. Weltkrieg gefallen, ein zweiter war an den Folgen der Verwundung aus dem Krieg gestorben. Marthas Ausbildung war umfangreich gewesen: zunächst Höhere Töchterschule, dann Realgymnasium und Höhere Handelsschule sowie ein Jahr im M adchenpensionat Bermann (Grabengasse 18) in Heidelberg, wo besonders Fremdsprachen gelernt wurden. Nach ihrer Heirat arbeitete Martha als Vollzeitkraft im gemeinsamen Unternehmen des Ehepaares Kahn.

Siegfried Kahn wurde am 1. September 1881 in Offenburg geboren. Sein Vater war Jonas Kahn, seine Mutter Hanchen Kahn, geb. Reutlinger. Er hatte sechs Geschwister, eine seiner Schwestern (Sophie) war verheiratet mit Bernhard Marx und lebte in Heidelberg. Siegfried Kahn und zwei seiner Brüder hatten als Soldaten am 1. Weltkrieg teilgenommen.

Bevor Siegfried Kahn das Geschäft in Heidelberg eröffnete, hatte er eines in Ladenburg geführt, dieses aber bei der Neugründung in Heidelberg verkauft.

Im Jahr 1922 heirateten Siegfried Kahn und Martha Herz. 1923 und 1926 wurden ihre Söhne Heinz und Erich geboren.

---

<sup>1</sup> Ungedruckte Quelle: GLA 480 Nr. 14873/1-6; Literatur: Giovannini, Moraw (Hg.): *Erinnertes Leben*, 1998; Giovannini, Rink, Moraw: *Erinnern*, 2011; Mitteilungen Ronald Kay



Siegfried Kahn mit den Buben Heinz u. Erich um 1928 (Foto: privat)



Heinz Kahn in jungen Jahren (Foto: privat)

Die junge Familie war wirtschaftlich gut situiert und – wie die meisten jüdischen Bürger Heidelbergs – Mitglied der liberalen jüdischen Gemeinde.

Alles änderte sich durch die Machtübertragung an die Nationalsozialisten im Januar 1933. Die Geschäfte der Firma Kahn litten wie bei anderen jüdischen Unternehmern zunehmend unter Boykottmaßnahmen, beide Kinder litten in der Schule unter ungerechter Behandlung. Heinz hatte zunächst die Volksschule (Pestalozzischule, heute Landhausschule) besucht und dann die Oberrealschule (heute Bunsengymnasium), die er 1936 verlassen musste. Er begann eine Elektrikerlehre bei Max Eltis in Mannheim. Erich wurde ebenfalls vom normalen Unterricht in der Volksschule ausgeschlossen und kam in die jüdische Schulklasse, die unter der Leitung von Hermann Durlacher in der Pestalozzischule und später in der Bunsenstraße 3 bis zum Oktober 1940 geführt wurde.

Einen Höhepunkt an Verfolgung erlebte die Familie Kahn in der Reichspogromnacht im November 1938. Die Wohn- und Geschäftsräume in der Bunsenstraße 7 wurden durch Studenten und SA-Männer verwüstet, Haushaltsgegenstände und Waren aus den Geschäftsräumen wurden auf die Straße geworfen; am nächsten Tag musste das Paar nach den Verwüstungen die Straße fegen – wiederum unter den Augen eines SA-Mannes, so berichtet

ein Freund Erich Kahns, der den Vorgang auf seinem Weg zur Schule beobachtete. Erich Kahn schreibt auch, dass es Zuschauer gegeben habe, die den Zerstörungen höhnisch zusahen. Martha Kahn wurde bei diesen Vorgängen verletzt.

Siegfried Kahn wurde mit 75 anderen Heidelberger Juden nach Dachau verschleppt und kam, wie sein Sohn schreibt, als gebrochener Mann nach sechs Wochen zurück. Auch in der folgenden Zeit fand die Familie keine Ruhe mehr: nächtliche Telefonanrufe und der erzwungene Umzug in das „Judenhaus“ Bunsenstraße 19a machten das Leben in Heidelberg zur Qual. Und so wurde das Jahr 1939 für die Familie Kahn zum Fluchtjahr. Heinz konnte im März 1939 und sein Bruder Erich Mitte des Jahres mit je einem Kindertransport nach England entkommen, den Eltern gelang es unmittelbar vor Kriegsbeginn, im August 1939, ebenfalls Deutschland zu verlassen.

Aber das Leben in England war nicht einfach. Siegfried Kahn wurde als Enemy Alien auf der Isle of Man interniert, Martha Kahn arbeitete im Haushalt einer englischen Familie und Sohn Erich lebte zunächst bei einer jüdischen Familie. Als deren Haus durch Bomben zerstört wurde, kam er in ein Waisenhaus. Erst später lebte er wieder bei seinen Eltern in Manchester, bis sie 1948 gemeinsam nach den USA ausreisen konnten. Dem älteren Sohn Heinz war dies bereits 1940 gelungen, mit Hilfe eines Onkels, der bereits in den USA lebte. Der 17-jährige verdiente zunächst seinen Lebensunterhalt als Fabrikarbeiter, seit 1943 war er Soldat in der US-Armee und in ihrem Auftrag auch in Heidelberg am ehemaligen Kaiser-Wilhelm-Institut (1946–1947). Als Heinz Kahn 1943 die amerikanische Staatsbürgerschaft erhielt, änderte er – ebenso wie später sein Bruder – den Namen: aus Heinz Kahn wurde Ronald Kay und aus Erich Kahn Eric Kay. Nach seiner Zeit in der Armee studierte Ronald Physik in Berkeley. Er arbeitete im Forschungslabor der Firma IBM (1956–1984) und während eines Sabbatjahres am Massachusetts Institute of Technology (MIT) (1967–1968). Seine Kooperation mit deutschen wissenschaftlichen Institutionen wurde durch die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes gewürdigt.



Ronald Kay (li.), Eric Kay (re.) (Fotos: privat)

Eric Kay hatte eine ähnliche berufliche Karriere. Er studierte Chemie in Berkeley und promovierte in Seattle, daneben war er als Industriearbeiter tätig. Nach dem Studium war er sowohl in der freien Wirtschaft (Forschungslabor IBM) wie an der Universität (Stanford) tätig. Zu deutschen Universitäten hatte er ebenfalls Kontakte und die Universität Karlsruhe verlieh ihm die Ehrendoktorwürde. Er verbrachte je ein Jahr an der Universität Karlsruhe und Heidelberg. Die Beziehungen zu deutschen wissenschaftlichen Institutionen im Sinne der Versöhnung und des gegenseitigen Respekts waren ihm wichtig. Etliche deutsche Postdoktoranden studierten in Kalifornien bei ihm.



Martha und Siegfried Kahn (Foto: Privat)

Die Eltern, Siegfried und Martha Kahn, lebten seit 1948 bis zu ihrem Tod in Kalifornien. Siegfried Kahn starb am 6. Mai 1981, Martha Kahn starb am 25. April 1986.

## Bergheimer Straße 118, Heidelberg-Bergheim

**Max Gutmann**, geb. 3.6.1881 in Heidelberg-Rohrbach, gest. am 3.6.1936 in Heidelberg

**Hermine Gutmann**, geb. Freund, geb. 4.2.1885 in Bruchsal, am 22.10.1940 nach Gurs deportiert, am 6.8.1942 ins Lager Drancy, am 10.8.1942 nach Auschwitz deportiert, dort ermordet

**Otto Sally Gutmann**, geb. 15.11.1909 in Heidelberg, am 9.6.1937 in die USA geflohen, gest. 1990

**Babette (Liese) Gutman**, geb. Ottenloser, geb. 21.1.1913 in Suhl, am 12.8.1937 in die USA geflohen

**Max Thomas Gutman**, geb. 11.3.1937 in Heidelberg, am 12.8.1937 in die USA geflohen<sup>1</sup>

Der Stammbaum der Familie Max Gutmann reicht zurück bis in die Anfänge des 18. Jahrhunderts. Die Vorfahren mütterlicherseits gehörten zu den ersten jüdischen Familien, die sich nach dem pfälzischen Erbfolgekrieg wieder in Rohrbach niedergelassen haben. Über Generationen lebten sie, nur in geduldeteter, so aber doch friedlicher, vielleicht auch freundschaftlicher Gemeinschaft mit ihren christlichen Nachbarn Haus an Haus. Mit Beginn der nationalsozialistischen Ära wurde dieses gewachsene Zusammenleben gewaltsam zerstört, die Familie wurde ihrer Wurzeln beraubt, sie wurde auseinandergerissen, in alle Winde zerstreut und kam teils gewaltsam zu Tode. Max' Mutter, Nanette Wolff (1844–1930) aus Rohrbach heiratete 1865 in Wiesloch den in Philippsburg geborenen Handelsmann Nathan Gutmann (1839–1920). Das junge Paar gründete in Rohrbach eine neue Familie und führte in der heutigen Rathausstraße 63 eine Teigwarenfabrik. Bereits Na-



Bergheimer Straße 118 (Foto: privat)

**Gutmann Gebrüder, Kolonialwaren- u. Mühlenfabrikategroßhandlung, Kaffeegroßrösterei, Bergh. Str. 118** ☞ 3215 u. 3216  
*BK G, Dedi u. Vo* ☞ 4350  
Gutmann Gustav, Fa. Gebr. Gutmann, Bergheimer Straße 118 ☞ 3215  
— Moz, Rfm., Fa. Gebr. Gutmann, Bergh. Str. 118 ☞ 3216  
— Nathan, Inh. Siegmund Beer, Teigwarenfabrik, Rb Rathausstr. 64 ☞ 1955 BK Wo ☞ 79337 u. L'hafen 2955

Auszug aus dem Adressbuch 1931

1 Mitteilungen Dave Gutman, USA; Wiedergutmachungsakte GLA 480/15352-1,2.

nettes Vater, Joel Wolff, war hier Bäckermeister gewesen. Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts war den Juden, neben dem bis dahin einzigen Handwerk des Metzgers, nun auch das Bäcker- und Schuhhandwerk erlaubt. 1862 erhielten die Gutmanns wie alle Juden in Baden mit der Einführung des Emanzipationsgesetzes, die bürgerliche Gleichstellung.

Max Gutmann wurde 1881 in Rohrbach geboren. Er ist vermutlich der jüngste von mindestens sechs Geschwistern: das Schicksal von zwei Schwestern, Babette und Malchen

(geb. 1866 und 1867), ist unbekannt. Im Geburtsregister steht jedoch neben dem Geburtseintrag von Babette ein maschinenschriftlicher Eintrag vom 27. Dezember 1938, dass sie sich „den weiteren Vornamen Sara beigelegt“ habe. Davon abgesehen, dass sie das natürlich nicht freiwillig getan hat, hat sie demnach 1938 noch gelebt. Über die Brüder Moritz, Wilhelm und Gustav wissen wir ein bisschen mehr. Moritz, 1868 geboren, heiratete nach Worms und betrieb dort seit 1895 eine Bäckerei. 1942 wurde er drei Monate in Dachau interniert, zu seinem Tod gibt es unterschiedliche Informationen.<sup>2</sup> Wilhelm, Jahrgang 1877, ist gleich zu Beginn des 1. Weltkriegs als Soldat bei Mühlhausen im Elsass gefallen, er hinterließ eine Frau und drei kleine Kinder.



Oben: Pferdefuhrwerk der Gebrüder Gutmann, hinterm Haus Bergheimer Straße 118 gab es Ställe für die Pferde. Unten: Die Toreinfahrt zum Haus Bergheimer Straße 118. Auf dem Trittbrett sitzt Otto Sally, um 1913 (Fotos: privat)

---

2 Laut Dokumentation von Annelore und Karl Schlösser (<http://www.wormserjuden.de/>) ist Moritz am 10.6.1942 in Dachau gest., seine Urne soll auf dem jüd. Friedhof in Worms beigelegt sein. Nach dem Koblenzer Gedenkbuch kam er von Dachau in die Tötungsanstalt Schloss Hartheim und wurde dort am 6.5.1942 ermordet. Schloss Hartheim bei Linz gehörte zu den sechs T4-Tötungsanstalten im damaligen Reichsgebiet. Hier wurden über 30.000 Menschen mit dem Gas Kohlenmonoxid ermordet. Unter ihnen waren kranke und behinderte Menschen, seit August 1941 auch Häftlinge aus Konzentrationslagern sowie Zwangsarbeiter. Moritz` Frau Klara, geb. Mayer und die Tochter Alice Barbara, verheiratete Heidelberg, wurden beide in Auschwitz ermordet.

Gustav, 1879 geboren, starb am 31. März 1932 in Heidelberg. Seine Grabstelle wie auch die der Eltern befindet sich auf dem jüdischen Friedhof am Bergfriedhof.

Max war wie sein Vater und seine Brüder Kaufmann, und wie diese in der Teigwarenbranche tätig. Die Brüder Gutmann expandierten bereits im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts mit ihrem kleinen Unternehmen über Rohrbach hinaus (seit 1904 Blumenstraße 32), wobei man aber immer noch in Rohrbach wohnte und dort auch ein Lager unterhielt. Vermutlich führte Wilhelm sogar das Geschäft in Rohrbach weiter und es wurde erst nach seinem Tod nach dem 1. Weltkrieg an Sigmund Beer verkauft.<sup>3</sup>

1909 schließlich erwarben die Brüder Max und Gustav in der Bergheimer Straße 118 das bereits 1902 erbaute Haus mit Hinterhaus und führten hier unter dem Namen Gebrüder Gutmann eine Kolonialwaren- und Mühlenfabrikate-Großhandlung, der sie später noch eine Kaffeegrößtösterie anschlossen. Den Brüdern gelang es, ein gutgehendes Unternehmen daraus zu machen, das hohes Ansehen über die Region hinaus genoss.



Schaufensterauslage in der Bergheimer Straße 118 (Foto: privat)



Grab der Eltern auf dem jüdischen Friedhof am Bergfriedhof (Foto: privat)

1909 heiratete Max Hermine Freund aus Bruchsal. Im gleichen Jahr wurde Sohn Otto Sally in Heidelberg geboren. Nach dem Besuch der Oberrealschule (heute Helmholtz-Gymnasium) machte dieser eine kaufmännische Lehre bei der Rheinischen Credit-

3 Siehe Stolpersteinbroschüre Nr. 7, 2016, S. 53ff.



Hermine und Max Gutmann vor 1936 (Foto: privat)

Am 25. Oktober 1935 heiratete Otto in Erfurt die in Suhl geborene Babette, gen. Liese, Ottensoser. Ihre Eltern waren der Kaufmann Naftalie Ottensoser, gen. Otto, und Thekla geborene Silber. Liese, die nach der Höheren Schule eine Schneiderlehre in Paris gemacht hatte, zog mit ihrem Ehemann nach Heidelberg. Hier wurde 1937 der Sohn Max Thomas geboren. Glücklicherweise konnte sich die junge Familie entschließen, noch rechtzeitig Nazideutschland zu verlassen. Nachdem die Firma Gutmann samt Grundstücken und Inventar durch Verkauf an die Gebr. Klein arisiert worden war, war die Familie ohne Einkommen. Im Sommer 1937 folgte die Mutter mit dem fünf Monate alten Säugling, dem bereits einige Wochen vorher geflohenen Ehemann, in die USA.

Ottos Mutter Hermine Gutmann konnte sich nicht dazu durchringen, ihre Heimat zu verlassen. Hermine,

bank in Heidelberg, dieser schlossen sich Volontärtätigkeiten bei der Firma Scharf & Sohn in Landau und der Firma J. Goldschmidt & Zonen in Amsterdam an. 1928 stieg Otto in das Heidelberger Familienunternehmen ein, zuerst als Angestellter, dann als Prokurist und führte, nach dem Tod seines Vaters Max, das Geschäft als Teilhaber zusammen mit seiner Mutter bis zu seiner Flucht 1937 weiter.



Hochzeit von Otto und Liese 1935 (Foto: privat)

die Zeit ihres Lebens im familiären Betrieb mitgearbeitet und teils das Unternehmen allein geführt hatte, so während der Zeit des 1. Weltkriegs, als ihr Mann und ihr Schwager als Soldaten im Krieg waren, wohnte seit 1938 im sogenannten Judenhaus in der Bunsenstraße 3. Am 22. Oktober 1940 wurde Hermine Gutmann mit den anderen 18 Jüdinnen und Juden des Hauses nach Gurs deportiert. Am 10. August 1942 wurde sie vom Lager Drancy nach Auschwitz verschleppt und dort ermordet. Da war sie 57 Jahre.

Trotz des schweren Verlustes und der vielen Demütigungen, die die Familie in Nazideutschland erlitt, - sie musste ein großes Haus und Grundstücke unter Wert verkaufen, sie hatte eine immens hohe Summe an Vermögensabgabe und Reichsfluchtsteuer zu leisten,<sup>4</sup> sie musste damit leben, ihre Mutter im Ungewissen zurückzulassen, um am Ende über ihre Ermordung in Auschwitz zu erfahren -, trotz aller Niederlagen schaffte es die junge Familie in den USA sich wieder eine neue Existenz aufzubauen. Zu Anfang gelang dies mit Unterstützung der dortigen jüdischen Gemeinde.

Liese Gutmanns Eltern gelang noch nach der Reichspogromnacht die Flucht über England zu ihnen in die USA.



Otto und Liese Gutman(n) Ende der 50er Jahre in USA  
(Foto: privat)

Otto war in verschiedenen Geschäftsunternehmen tätig und beendete schließlich seine berufliche Karriere an der City University von New York. Daneben interessierte er sich ein Leben lang für Politik und war immer politisch aktiv gewesen. Liese konnte ihre Ausbildung zur Schneiderin nutzen und stieg in die Modebranche ein. Sohn Thomas, in New York aufgewachsen, wurde Ingenieur.

Otto Gutmann ist 1990 in New York gestorben, Liese Gutmann starb am 17. Mai 2008.

---

<sup>4</sup> Eine Zusammenstellung der abgelieferten Vermögenswerte nennt eine Summe von 100.000 Reichsmark, siehe GLA 480/15352-1,2.

## Brückenstraße 4, 69120 Heidelberg

**Meier Josef (gen. Max) Weiner**, geb. 2.2.1893 in Lopuschna/Bukowina, Flucht 1934 nach New York, dort am 27.6.1982 gest.

**Chaja Scheindel (gen. Klara) Weiner**, geb. Rennert, geb. 18.1.1894 in der Bukowina, Flucht 1934 nach New York, dort 1970 gest.

**Änni Weiner**, geb. 14.12.1919 in Heidelberg, 1934 Flucht nach New York, dort 1985 gest.

**Manfred Weiner**, geb. 5.9.1922 in Heidelberg, 1934 Flucht nach New York, dort 2005 gest.

**Mia Weiner**, geb. 5.9.1922 in Heidelberg, 1934 Flucht nach New York<sup>1</sup>

Max Weiner stammte aus Bad Lopuschna. Dieser Ort war bis zum 1. Weltkrieg einer der bekanntesten Luftkurorte in der Bukowina. Die Bukowina war nach wechselvoller Geschichte ab 1848 zum Herzogtum geworden, mit Czernowitz als Hauptstadt, nachdem sie ab 1803 zur Habsburger Monarchie gehört hatte. Die Bevölkerung war stark gemischt. Neben Ukrainern, damals Ruthenen genannt, lebten dort Rumänen, Deutsche und Juden, diese vor allem im Gebiet um Czernowitz. 1910 sprachen 22 % der Bukowiner deutsch. Zur jüdischen Religion bekannten sich 1890 ca. 13 % der Bevölkerung. Ab 1918, nach Beendigung des 1. Weltkrieges war der Ort Lopuschna Teil des Königreiches Rumänien und gehört seit 1991 zur Ukraine.<sup>2</sup>



Familie Weiner vor ihrer Flucht in die USA 1937 (Foto: Privat)

Max Weiner lebte seit 1912 mit seinen Eltern Rachel und Salomon Weiner in Heidelberg. Dort gründete er 1916 die Glas- und Porzellanwarenhandlung M. Weiner in der Brückenstraße 4, die das Ehepaar Max und Klara bis zum Zeitpunkt ihres Exils, in das sie 1934 gemeinsam mit ihren zwei Töchtern und dem Sohn gingen, betrieb. Während der Zeit der Einberufung 1917–1918 Max Weiner's zur österreichischen Armee führten seine Eltern und seine Schwester Rebekka Scharf das Geschäft weiter.

1919 heirateten Max und Klara Weiner. Einer ihrer Trauzeugen war der Schwager von Max, der Kaufmann gleichen Namens, Max Weiner, genannt

---

<sup>1</sup> Giovannini, Rink, Moraw,.: *Erinnern, Bewahren, Gedenken*. Heidelberg 2011.

<sup>2</sup> [Wikipedia.org/wiki/Bukowina](https://de.wikipedia.org/wiki/Bukowina).

Rennert, der damals in der Ladenburgerstraße 62 lebte. Im gleichen Jahr kam das erste Kind des Ehepaares, Änni, zur Welt.

Seit 1933 war durch den „Judenboykott“ auch der Umsatz des Glas- und Porzellanwarengeschäftes von Max Weiner spürbar, nämlich um die Hälfte auf ca. 2500 RM jährlich, eingebrochen. So entschloss sich das Ehepaar 1934 zur Auswanderung nach New York. Siegfried Lichtenstaedter, ein höherer bayerischer Beamter und nebenberuflicher Schriftsteller bemerkte 1937, wer in Deutschland um 1900 vorhergesagt hätte, „dass vom Jahre 1933 ab Tausende von uns nach Palästina fliehen würden, um nicht unterzugehen, wäre zweifellos als reif für das Irrenhaus betrachtet worden.“<sup>3</sup>

Das Umzugsgut der Weiners bestand, neben persönlichen Kleidungsstücken, aus: 2 Käckskörben, 1 Kaffeekanne, 15 Kaffeetassen mit Untertassen, sowie einem Garderobenständer. Damit schiffte sich die Familie auf der „President Roosevelt“ ein. Die fünf Schiffskarten 3. Klasse konnten sie erstehen, weil sich ein zu diesem Zeitpunkt bereits in USA lebender Cousin bereit erklärt hatte, ihnen den \$-Betrag dafür vorzustrecken. Nach ihrer Ankunft in New York zahlte das Ehepaar ihn in Raten zurück. Die ersten Jahre reichte das, was sie beim Aufbau ihrer neuen Existenz verdienten, nicht aus, um den Lebensunterhalt für sich und die drei Kinder aufbringen zu können. Aus diesem Grund sahen sie sich veranlasst, die finanzielle Unterstützung amerikanischer jüdischer Organisationen anzunehmen.



Die Aufnahme entstand bei der Einschiffung zur Ausreise in die USA (Foto: Privat)

---

<sup>3</sup> Aly: Warum die Deutschen? Warum die Juden? Frankfurt 2011.



Die Religionsklasse von Mia Weiner in Heidelberg, Mia Weiner 2.R.2.v.li.(Foto: Privat)

Im März 1954 entschloss sich das Ehepaar, vertreten durch das United Restitution Office (URO), ihre „Wiedergutmachungs“-Ansprüche an die BRD zu stellen.<sup>4</sup> Diese Entschädigungsansprüche basierten auf dem von den Alliierten 1947 erlassenen Gesetz und umfassten den Schaden am Eigentum und Vermögen durch Zerstörung, Verlust, Plünderung, Flucht oder Auswanderung, durch Geldstrafen, Bußen und Kosten und durch sonstige schwere Schädigung sowie

Schaden im beruflichen und wirtschaftlichen Fortkommen.

Nun begann für sie ein langer Kampf durch die bürokratischen Institutionen. Zunächst ließ man sie wissen, dass laut Stadtverwaltung Heidelberg keine Unterlagen vorhanden seien, die auf Heidelberg als Wohnort bis 1934 schließen ließen. Als „Beweis“ vonseiten des Ehepaares diente dann die Heiratsurkunde von 1919, da war Max Weiner bereits seit neun Jahren mit seiner Herkunftsfamilie in Deutschland und seit sieben Jahren in Heidelberg mit bekannter Adresse ansässig gewesen. Danach waren Akten beim Gewerbeamt „nicht aufzufinden“. Darauf bezieht sich u.a. der umfangreiche Briefwechsel der URO mit dem Landesamt für Wiedergutmachung. Als Grundlage für eine Anrechnung von Rentenzeiten und einen späteren Versorgungsanspruch mussten u.a. die Beiträge zur Social Security Administration nachgewiesen werden. Von dort erhielt der spätere Rentner Max Weiner eine monatliche Rente von \$ 102,50. Im Jahre 1958 erhielt er seinen Bescheid über Kapitalentschädigung von 4.193 DM. Der Antrag auf Gewährung einer Rente wegen Schadens im beruflichen Fortkommen wurde im gleichen Jahr zunächst abgewiesen.

Überaus kompliziert gestaltete sich der Antrag wegen Verlust ihres Warenlagers. Nahezu inquisitorische Formen der Anhörung fanden statt. So wollte man 1962 wissen, warum Max Weiner das Warenlager vor Auswanderung nicht, „wie andere Verfolgte“, verkauft habe. Tatsache war, dass 1934 die gleichgeschalteten Heidelberger Zeitungen keine Anzeigen von jüdischen Deutschen mehr annahmen. Teile des Hausstandes konnten Weiners für 200 RM an Nachbarn verkaufen, den Rest verschenkten sie nach und nach. Das Warenlager befand sich im Keller des Gasthauses „Alte Krone“ in der

---

4 Alle Angaben zum „Wiedergutmachungs“-Verfahren GLA 480, 20404/1-3.

Brückenstraße. Der Bestand des Lagers ist durch eine 1933 angefertigte Liste nachgewiesen. Das Ehepaar Weiner musste das Lager zurücklassen. Sie wurden vom Landesamt für Wiedergutmachung aufgefordert, Zeugen dafür zu benennen, dass ein solches Lager existiert habe. So wurden der Drogist Haag befragt, auch eine Nachbarin, Frau Kirchherr, darüber hinaus Mathilde Gröbe, die Hausbesitzerin der Brückenstraße 4, die Firma Trost und Breivogel, die auf dem gleichen Areal ein eigenes Lager betrieben hatten, sowie die Besitzer des Hauses, in dem sich das Lager von Max Weiner befand, die Heidelberger Schlossquellbrauerei. Fast übereinstimmend bestätigten sie die Existenz desselben, konnten aber keine näheren Angaben dazu machen. Nur die Firmen Trost und Breivogel, sowie die Heidelberger Schlossquellbrauerei „erinnerten sich nicht“ bzw. fanden nach dem Krieg keine Unterlagen mehr, die das ehemalige Vorhandensein des Lagers beweisen würden.

In einem im Ton äußerst misstrauischen Brief des Kriminalkommissariats Heidelberg vom 8. Dezember 1961, sowie in einem folgenden vom Juli 1964 wurde dem Ehepaar Weiner mitgeteilt, dass sich „in der Entschädigungssache Weiner keinerlei neue Erkenntnisse ergeben haben, die zur genauen Festlegung des Besitzstandes hätten führen können“. Im Oktober 1964 wurde, nach wiederholtem Einspruch der URO, ein Nachbescheid erlassen. Wegen Schadens am Eigentum wurde der Verlust des Warenlagers anerkannt und 6.000 DM (wie vom Antragsteller gefordert) zugestanden.

Am 16. Februar 1962 hatte das Landesamt für Wiedergutmachung den Antrag auf Erstattung der Kosten für die Familienauswanderung (für Schiffspassagen und Zugkosten) abschlägig beschieden. In der Begründung hieß es, dass keine der Personen Auswanderungskosten von über 500 RM gehabt habe. Erst ab diesem Betrag sei ein Antrag erstattungsfähig. 1963 wurde - nach erneutem Einspruch - vom Landesamt für Wiedergutmachung ein Vergleich angeboten - es wurden 5 % Nutzungspauschale für gewesene Auswanderungskosten zugestanden. Dieser Vergleichsvorschlag wurde von der URO angefochten und erst im Spätjahr 1966 wurden die Auswanderungskosten (2.200 DM plus 5 % Nutzungspauschale) zuerkannt.

Die Gerichtskosten, u.a. für die Anerkennung der Rente wegen Schadens am beruflichen Fortkommen, wurden gegeneinander aufgehoben. Somit zogen sich die „Wiedergutmachungs“-Ansprüche der Familie Weiner über zwölf Jahre hin. 1959 zogen die Geschwister Rebekka Scharf und Max Weiner den Entschädigungsantrag für den Vater Salomon Weiner zurück.

Wie das Leben der Familie Weiner sich im Einzelnen in New York gestaltete, wissen wir nicht. Was sicher blieb, war das Wissen darum und die Dankbarkeit dafür, in den USA überlebt zu haben, dem Naziterror physisch entkommen zu sein.

Chaja Scheindel Klara Weiner starb 1970, ihr Ehemann Meier Josef Max Weiner starb 1982, beide in New York.

## Steubenstraße 36, Heidelberg-Neuenheim

**Harry (Helmut) Meyer**, geb. 25.12.1879 in Lippehne/Kreis Soldin in Westpommern. 1942 Gefängnishaft. Am 24./26.4.1942 nach Izbica deportiert, am 8.5.1945 für tot erklärt

**Meta Meyer, geb. Lewin**, geb. 8.10.1887 in Thorn in Westpreußen, am 22.10.1940 nach Gurs deportiert, am 10.8.1942 über Drancy nach Auschwitz deportiert, am 31.12.1945 für tot erklärt

**Helmut Willi Meyer**, geb. 25.1.1912 in Konstanz, am 26.10.1938 Flucht nach New York/USA, gest. 27.12.2004

Harry Meyer wurde 1879 in Lippehne in Westpommern geboren. Bereits vor 1800 war seine Familie im heutigen Brandenburg als Kaufleute ansässig gewesen. Seine spätere Frau Meta Lewin wurde 1887 in Thorn in Westpreußen geboren. Am 30. Oktober 1910 heirateten Harry und Meta in Thorn. Offensichtlich war das Ehepaar Meyer vor der Geburt ihres Sohnes nach Konstanz in Baden umgesiedelt. Helmut Willi Meyer wurde am 25. Januar 1912 in Konstanz geboren. Im Verlauf seiner Kinderjahre zog die Familie nach Heidelberg um.

Harry Meyer arbeitete hier als Anzeigenvertreter für das Heidelberger Fremdenblatt. Außerdem betrieb er zwei Kinos in Esslingen am Neckar, 140 km südöstlich von Heidelberg. Meta Meyer war Hausfrau und kümmerte sich um den jungen Helmut. Es ist davon auszugehen, dass die Familie Meyer finanziell gut gestellt war, da sie von 1930 bis 1935 eine Hausangestellte dauerhaft beschäftigen konnte. Die Beschäftigte beschreibt das Ehepaar Meyer als rechtschaffene Leute, die in der Nachbarschaft beliebt waren. Sehr bezeichnend für die Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft ist ihre Aussage gegenüber der Gestapo in Bezug auf die Familie Meyer, als sie sagt:

„Im Hause Steubenstraße 36, wo Meyers seit etwa 7 Jahren wohnen, war die Familie auch beliebt. Es wurde öfters zu mir von den anderen Mietern geäußert, man merke nie, daß Juden im Haus wohnen.“<sup>1</sup>

Der junge Helmut besuchte bis 1931 das Heidelberger Kurfürst-Friedrich-Gymnasium, wo er als ein begabter, wahrheitsliebender Schüler mit breiten Interessen auffiel. Am 21. April 1931 schrieb sich Helmut Meyer im Alter von 19 Jahren an der Universität Heidelberg für das Jurastudium ein. Am 12. August 1936 wird Helmut Meyer von der Landeskriminalpolizei bei der Polizeidirektion Heidelberg wegen eines politischen Delikts festgenommen. Im Haftbefehl vom 13. August 1936 steht, dass Meyers Vergehen nach § 1 des „Gesetzes gegen heimtückische Angriffe auf Staat und Partei und zum Schutz der Parteiuniformen“ vom 20. Dezember 1934 strafbar ist. „Heimtücke“ ist ein besonderer Strafbestand, den die Nationalsozialisten eigens entwickelt hatten. Neben Tatsachenäußerungen wurden auch Meinungen und Werturteile systematisch unter Strafandrohung gesetzt. Im Haftbefehl vom 13. August wird der

---

<sup>1</sup> GLA 507 Nr. 2398c, 114.

Tatbestand samt Beweismittel gegen Meyer festgehalten. Meyer habe sich der Heimtücke schuldig gemacht, indem er sich in einem Brief an seine Freundin Anneliese Bauer „in gehässiger und von niedriger Gesinnung bezeugender Weise“ über Verhältnisse in Deutschland geäußert habe. Der zuständige Staatspolizeianwärter hat folgende Stelle des Briefes zu beanstanden:

„Auf dem Neckar-Vorland halten sie gegenwärtig Strandfest. Das Blumenboot-Korsofahren wies etwa schäbig geschmückte Fischerkähne auf, das Feuerwerk hatte 6,5 Raketen, Drehorgeln, Tanzpodium, Weinzelt, und das Liter Bier zu 80–, wie lange täuscht sich dieses Land noch mit billigen Vergnügen über seinen wahren Zustand hinweg? Wir haben eine Hand voll verbissener Idealisten nötig. Was die Emigrantenmeldungen aus Sp[anien] angeht, so sind sie wie alle Emigrantenberichte fragwürdig bis tendenziös und durchweg gegen die Madrider Regierung gerichtet. Allein was haben die Herrschaften de facto in vier Wochen ihres Putsches bisher erreicht? Nicht mehr als eine fürchterliche Bestrafung der aufständischen Armee für ihren Volksverrat [...]“<sup>2</sup>

Wie in dem Brief offensichtlich wird, bekundet Meyer seine Abneigung gegen die Herrschaft der Nationalsozialisten in Heidelberg und äußert Sympathien für die spanischen Republikaner und gegen die Franco-Putschisten. Helmut Meyer wurde bereits einen Tag nach der Entdeckung des Briefes inhaftiert. Meyers Religionszugehörigkeit wird in den Ermittlungsakten mehrfach betont. Am 1. September 1936 wurde eine Hausdurchsuchung bei Meyer vorgenommen, bei der ausländische Zeitungen und Briefe sowie zahlreiche verbotene kommunistische und sozialistische Bücher und Schriften gefunden wurden. Außerdem wurden zwei Notizbücher aus dem Besitz von Meyer beschlagnahmt. Die politische Ausrichtung der Mehrzahl seiner Bücher verleitet die Gestapo zu der Annahme, dass es sich bei Meyer um einen Kommunisten handle. Ein besonders entscheidendes Indiz war, dass mehrere selbstverfasste regimekritische Gedichte in Meyers Notizbuch gefunden wurden (siehe Anhang). Die nachfolgenden Ermittlungen, das heißt vor allem Zeugenbefragungen der Gestapo, konzentrieren sich hauptsächlich auf das Auffinden von Beweisen, dass Meyer diese politischen Gedichte, bei denen das nationalsozialistische Regime in ein negatives Licht gerückt wird, öffentlich vorgetragen und dadurch seine kommunistische Gesinnung „unter das Volk gebracht“ hat. Insgesamt werden von den Beamten 18 (!) Personen, mit denen Meyer im Verlaufe seines Lebens in Kontakt getreten war, wie beispielsweise Freunde, ehemalige Lehrer oder Schulkameraden ermittelt und befragt. Die Anzahl der Personen und auch die zeitliche Länge der Ermittlungen von etwa fünf Monaten zeigen auf, für wie schwerwiegend die Tat von den Nationalsozialisten gehalten wurde. Obwohl die von Meyer angeführte Einstellung zu Deutschland und zum Zionismus von allen Befragten mit Nachdruck bestätigt wird und jegliche gegen das Regime gerichtete Äußerungen durch Meyer verneint werden, hatte dies keinen Einfluss auf die Meinung der Beamten. Verständlicherweise wollten Meyer und seine Freunde um jeden Preis den Verdacht vermeiden, dass

---

2 GLA 507 Nr. 2398c.

Meyer Anführer einer politischen (Widerstands-)Gruppe gewesen sein könnte. Ein Glück für Helmut Meyer, dass die Gestapo keinerlei Anhaltspunkte für seine tatsächlich bestehende studentische Widerstandsgruppe fand. Laut Max Oppenheimer versammelte Meyer zu dieser Zeit nämlich einen Kreis von fünf bis sechs Gleichgesinnten auf der Heidelberger Insel im Neckar, etwa auf der Höhe des heutigen Thermalbads, um sich. Eine Aktivität dieser Gruppe war das Abhören des Senders der Internationalen Brigaden aus Madrid. Ein Produkt der Gruppe war ein Flugblatt zum Spanischen Bürgerkrieg, in dem ein Aufruf zum Widerstand gegen den Krieg enthalten war.<sup>3</sup>

Am 18. Dezember 1936 findet die Verhandlung vor dem Sondergericht Mannheim statt. Die Anklage lautet nun aber nicht auf Heimtücke, sondern bezieht sich auf die sogenannte Reichsbrandverordnung, d.h. die Verordnung zum Schutz von Volk und Staat, die von den NS-Machthabern nach dem Reichstagsbrand „zur Abwehr kommunistischer und staatsgefährdender Gewaltakte“ erlassen worden war. Das Urteil des Sondergerichts lautete zehn Monate Gefängnis unter Anrechnung der Untersuchungshaft. Nach der Verbüßung der Haftstrafe im Landesgefängnis Bruchsal wurde Meyer von der Gestapo ins KZ Kislau in Baden gebracht und daselbst vom 15. Juni 1937 bis zum 15. November 1937 inhaftiert. Von Juni bis Juli 1938 wurde er erneut von der Gestapo verhaftet und für die Dauer eines Monats im Heidelberger Gefängnis inhaftiert.

Zur Erlangung des amerikanischen Visums reiste sein Vater Harry dreimal nach Stuttgart und er selbst zwei weitere Male. Außerdem fuhr Helmut Meyer selbst mehrmals nach Mannheim, um dort die sogenannten „Unbedenklichkeitsbescheinigungen“ und die, wie er sie selbst nennt, „weißen Scheine“ vom Sondergericht Mannheim zu erhalten. Am 24. Oktober 1938 fuhr er von Heidelberg nach Hamburg und hielt sich dort zwei Tage auf. Mit dem Transportunternehmen Hapag nahm er am 26. Oktober 1938 eine Überfahrtpassage von Hamburg nach New York in die USA.

Seine Eltern erlebten das Ende der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft nicht. Seine Mutter Meta Meyer wurde am 22. Oktober 1940 nach Gurs und am 10. August 1942 über Drancy nach Auschwitz deportiert. Sein Vater, Harry Meyer, der sich 1940 auf Reisen befand, wurde am 24. April 1942 nach Izbica deportiert und von dort aus nach Auschwitz.<sup>4</sup>

---

3 Vgl. Oppenheimer: Sozialer Zusammenhalt, 1992, S. 115: Leider konnten bisher weder im Nachlass Oppenheimers im Stadtarchiv Wiesloch noch in anderen lokalen Archiven weitere Informationen zu dieser Widerstandsgruppe ermittelt werden.

4 Vgl. Giovannini, Rink, Moraw: Erinnern, 2011, S. 296.

### **Den Toten von Dachau (1933)**

Mondüber wandern Wolken durch die Nacht  
Des Himmels Lichter haben sich verborgen  
So grau wie Scham und ferner als der Morgen  
Kein Sternenschauer fällt in diese Schlacht.

Sie mordet wie durch Henkershand geheim  
Die tapfer schönsten unsrer treuen Söhne  
Der Jammerruf der klagenden Kamaene  
Erreicht Euch spät doch süß wie Abendseim.

Es gibt ein Pflänzlein heisst Revolution  
Wir müssen es mit gutem Blute düngen  
Drum wird es schiessen, blühen, Frühling bringen  
Der Welt zum Leben und dem Tod zum Lohn!

### **Rot...**

Rot ist die Sonne, wenn sie scheidend sinkt  
Rot öffnen sich die Blumen in der Nacht.  
Rot glüht das Feuer das von fernher winkt  
Rot blüht ein zarter Frauenmund der lacht.  
Rot kreist im Aderlauf das warme Blut  
Rot sprüht auf Stirn und Wangen tiefe Scham.  
Rot schwillt im Herzen Mut und tolle Wut  
Rot lichten sich die Augen voller Gram  
Rot nickt am Ackersrand der junge Mohn  
Rot leuchtet es um Feld um Flur um Saat  
Rot wartet Bubensinn auf schieren Lohn  
Rot kommt das Ende über rohe Tat  
Rot trägt ein Morgen, röter als Rubin  
Rot streicht der Richter aus dem Welten Buch  
Rot wird das Schwert die neuen Grade ziehen  
Rot wie der Wein und unser Fahmentuch.

---

5 GLA 507 Nr. 2398c-d.

## Hauptstraße 123, Heidelberg-Altstadt

**Max Samuel Simon**, vormals: Press, geb. 1.3.1904 in Karlsruhe, Flucht Juli 1933 nach Palästina, dort verst. 1979

**Sophie Simon**, geb. Weiner, geb. 10.12.1901 in Lopuschna/Bukowina heute Ukraine, Flucht Juli 1933 nach Palästina, dort verst. im Aug. 2000

**Ruth Simon**, verh. Hardonag, geb. 24.11.1928 in Heidelberg, Flucht Juli 1933 nach Palästina

Max Samuel Preß/Press ist am 1. März 1904 in Karlsruhe geboren. Sein Vater Hirsch Press verstarb am 24. Dezember 1919 in Frankfurt am Main.<sup>1</sup> Seine Mutter, eine geborene Simon,<sup>2</sup> ist mit dem Namen Press Hirsch Sara Wwe. bis 1935/36 im Adressbuch Karlsruhe mit einem Eintrag verzeichnet. Danach fehlt ihr Name im Adressbuch. Im Haushalt befindet sich zeitweise auch Jakob Preß unter gleicher Adresse mit einem Geschäft für Haushalts- und Küchengeräte, Öfen, Herde etc. 1925 ist S. Press – also möglicherweise (Max) Salomon Press – als Eigentümer dieses Geschäfts genannt.

Sophie Weiner ist am 10. Dezember 1901 in Lopuschna/Bukowina in der heutigen Ukraine als österreichische Staatsangehörige geboren. Mit ihren Eltern, Salomon Weiner (geb. 1863) und Ruchel/Rachel (geb. 1865) kam sie 1912 nach Heidelberg.

Die Eheschließung von Max Samuel Simon mit Sophie Weiner fand am 4. Juni 1927 in Heidelberg statt. Am 24. November 1928 ist die Tochter, Ruth, in Heidelberg geboren.

Im Heidelberger Adressbuch findet sich von 1931 bis 1933 unter der Adresse Hauptstraße 123 der Eintrag Preß, Max, Kaufmann. Die Familie bewohnte das Haus mit insgesamt vier Partien neben anderen mit der verschwägerten Familie Max Rennert und der älteren Schwester von Sophie Emma/Machle, geb. Weiner (geb. 1895). Ihre Kinder waren Klara (1921–1934) und Josef (geb. 1928). Der Schwager betrieb ein Ausstattungsgeschäft.

Die Familie Max Samuel und Sophie Simon mit Ruth, ihrer knapp 5-jährigen Tochter, haben Nazi-Deutschland bereits am 1. Juli 1933 verlassen und sind nach Israel emigriert. Dort starb Max Simon im 75. Lebensjahr 1979.

Sophie Simon starb im Jahr 2000 mit 99 Jahren.



Sophie und Max S. Simon an ihrem Hochzeitstag. (Foto: privat)

<sup>1</sup> Sterbeeintrag Nr. 1738/1919 Frankfurt a.M.

<sup>2</sup> Ebd.



Sophie und Ruth Simon li., Großmutter Rachel Weiner hinten mi., Tante Mia Weiner hinten re. (Foto um 1933: privat)

Es ist auffällig, dass die junge Familie schon im ersten Jahr der Nazi-herrschaft Deutschland verließ. Sie hatten die aggressionsgeladene Stimmung gegen jüdische Geschäftsleute etwa am 1. April 1933 miterlebt. An diesem Samstagmorgen war zum Boykott jüdischer Geschäfte aufgerufen worden.

Die Tochter Ruth bringt in späteren Jahren mit eigenen Worten die Erfahrungen der Familie zum Ausdruck:

„Ab einem gewissen Punkt wurde die Atmosphäre in Heidelberg für meine Familie unerträglich. Mein Onkel besaß einen Laden. Eines Tages wurden die Schau-fensterscheiben eingeschmissen und ‚Jude Jude‘ wurde über die gesamte Laden-front geschrieben. Eines Abends wurde mein Vater auf der Straße angegriffen und furchtbar von einer Bande Männer verprügelt, die ‚Jude Jude‘ schrien. Dieses Ereignis hat bei meinem Vater den Entschluss gefestigt zu fliehen und abzureisen. Das neue Land hat uns mit offenen Armen empfangen und wir dankten Gott, das wir diesem Inferno entkommen konnten.“

In Teilen der jüdischen Bevölkerung war sehr früh der Entschluss gefasst worden auszuwandern. Der damalige Rabbiner Fritz Pinkuss berichtet über sehr konkrete Vorbereitungen: „Es gab eine Reihe von Versuchen, Auswanderer sofort umzuschulen. Es bestand ein Imkerkurs; wir hatten auch versucht, in der Nähe von Bad Ems eine Art Vorbereitungsdienst für Palästinaeinwanderungen zu machen. Besonders bemüht hat sich um diese Israel-Auswanderung und die Vorbereitung dazu Dr. Grossberger. Er hat sich wirklich bis zum letzten seiner Kraft eingesetzt.“<sup>3</sup>

Eine andere Zeitzeugin schildert die Atmosphäre in Heidelberg: „Wir Juden konnten die Schrecknisse zuerst einfach nicht für möglich halten. Jüdische Eltern ließen ihre Kinder noch im Zug mitmarschieren. Aber am 1. April, als die „spontane Volkswut“ verlangte, daß „schlagartig“ alle jüdischen Geschäfte und Betriebe geschlossen würden und alle Ärzte und Juristen Naziwachen vor’s Haus bekamen, da wußten wir Bescheid.“<sup>4</sup>

---

3 Zitat: in: *Erinnertes Leben*, S. 133.

4 Zitat: Frieda Hirsch: *Von Heidelberg nach Haifa*, in: *Erinnertes Leben*, S. 46.

## Schule im Nationalsozialismus

Die Machtergreifung beziehungsweise die Ernennung Adolf Hitlers zum deutschen Reichskanzler am 30. Januar 1933 beeinflusste auch das Schulsystem in Deutschland und somit den Alltag der damaligen Jugend. Ab diesem Zeitpunkt war die Schule in allen Bereichen von den Sichtweisen und der Ideologie des Nationalsozialismus geprägt:

1. Lehrpersonal
2. Jüdische Schüler
3. Erziehung
4. Unterrichtsinhalt & Lehrplan
5. Die Adolf-Hitler-Schulen & Napola
6. Schulpflicht

### 1. Lehrpersonal

Schon kurz nach der Machtergreifung Hitlers entwarf der NS-Staat gesetzliche Grundlagen, um jüdische Lehrer aus öffentlichen Bildungseinrichtungen zu entlassen. Nach der Verkündung der „Nürnberger Gesetze“ 1935 versetzte die Reichsregierung alle jüdischen Beamten in den Ruhestand. Nur drei Monate später wurden auch die öffentlichen Angestellten, welche jüdisch waren, entlassen. Nicht nur jüdische Lehrer durften nicht mehr unterrichten. Kommunistische, pazifistische oder sozialistische Lehrer, die sich nicht unterordnen wollten, wurden ebenfalls entlassen. Erklärt wurde dies bereits im „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom 7. April 1933, welches besagt, dass jüdische und politisch „unzuverlässige“ Beamte aus dem Dienst entfernt werden dürfen. Das war das erste rassistisch begründete Gesetz seit 1871 im Deutschen Reich.<sup>1</sup>

97 % der übrig gebliebenen Lehrer traten dem NS-Lehrerbund (kurz NSLB) bei. Ein Drittel von ihnen schloss sich sogar der NSDAP an.

Jedoch waren nicht alle Lehrer vom Nationalsozialismus überzeugt. Einige wenige distanzieren sich soweit wie möglich und versuchten, den Unterricht unauffällig ohne das Gedankengut der Nationalsozialisten zu gestalten.

### 2. Jüdische Schüler

Jüdische Schüler wurden ebenso wie jüdische Lehrer aus den staatlichen Schulen ausgegrenzt. Viele von ihnen waren sehr begabt und erbrachten gute Leistungen in der Schule. Die Eltern der meisten jüdischen Schüler hatten seriöse Berufe und waren nicht selten wohlhabend. Deshalb legten sie

---

1 Schriftliche Hausarbeit von Ania Suchowitz, Schülerin am Hölderlin-Gymnasium. Literatur: Schadt, Caroli Heidelberg unter dem Nationalsozialismus, 1985; <http://www.zeitklicks.de/nationalsozialismus/zeitklicks/zeit/alltag/schule-und-bildung/>.

selbstverständlich großen Wert auf eine gute schulische Bildung ihrer Kinder, da diese oftmals die berufliche Tradition der Eltern fortführen sollten.

Dies wollten die Nationalsozialisten jedoch nicht weiter dulden, da das Erzielen von guten Schulnoten jüdischer Kinder Neid bei anderen Schülern weckte und außerdem nicht in ihr Weltbild passte. Deshalb sonderten die Nationalsozialisten jüdische Kinder von den anderen Schülern ab. Sie mussten von nun an eigene Schulen besuchen und deshalb oft einen weiten Schulweg zurücklegen, da diese Schulen, im Gegensatz zu den öffentlichen Schulen, weit außerhalb der Stadt lagen. Auch die Rassenlehre, welche besagte, dass Juden weniger wert seien als arische Schüler, wurde eingeführt.

Mit dem Pogrom im November 1938, das den Übergang von der Diskriminierung der deutschen Juden zur systematischen Verfolgung markierte, wurde die Ausgrenzung der Juden, auch in den Schulen, gewaltsam verstärkt. Ab Beginn des Zweiten Weltkrieges wurden jüdische Kinder im Deutschen Reich gar nicht mehr unterrichtet.

### **3. Erziehung**

Die Reformpädagogik in der Weimarer Republik versuchte das Miteinander zwischen Lehrern und Schülern zu verbessern. Damit war gemeint, dass Kinder nicht nur als Wesen, welche gezüchtigt werden sollen, angesehen wurden, sondern ebenso als Schützlinge, welche, wie der Begriff schon sagt, beschützt werden sollten. Dies änderte sich jedoch ab 1933 wieder. Es gab keine freiwillige Sitzordnung, keine Hilfsmittel, keine Freiarbeit oder Methodenarbeiten. Allein am Aufbau des Klassenzimmers mit dem Lehrerpult, das wie ein Thron alles andere im Raum überragte, wurde deutlich, wer das Sagen hatte. Die Schüler mussten während des Unterrichts aufrecht sitzen und ihre Schulutensilien ordentlich auf den Tischen liegen haben. Stammelte ein Schüler beispielsweise beim Vorlesen, kam es nicht selten zu einer Prügelstrafe. Es war nicht die Pflicht der Lehrer, diese Erziehungsmethoden anzuwenden. Jedoch begrüßte dies der Nationalsozialismus, um die Schüler auf ein späteres diszipliniertes Soldatenleben vorzubereiten.

Die Eltern wendeten selten etwas gegen die brutalen Methoden der Lehrerschaft ein. Entweder hatten sie selbst Angst, ihnen zu widersprechen oder sie waren derselben Meinung, dass den Kindern ein wenig „Zucht und Ordnung“ guttäte.

### **4. Unterrichtsinhalt & Lehrplan**

Bis 1936/37 veränderte sich der Unterrichtsinhalt kaum. Bis zu diesem Zeitpunkt war die Regierung damit beschäftigt, kritische Lehrer zu entlassen. Von da an war das Hauptlernziel jedoch, den Schülern und Schülerinnen die Rassenideologie des Nationalsozialismus so früh wie möglich verständlich zu ma-

chen. Des Weiteren wurde den Kindern eingetrichtert, dass Menschen mit Schwächen weniger wertvoll wären.

Dies geschah zum einen über die „Aufklärung“ der Lehrerschaft, zum anderen waren jedoch auch Unterrichtsfächer wie Mathematik davon bestimmt. Die Schüler mussten beispielsweise ausrechnen, wie viel die Versorgung von geistig behinderten Menschen kostete und wie viele Arbeiterwohnungen stattdessen gebaut werden könnten. Die Kinder sollten durch solche Aufgaben Wut auf psychisch oder physisch kranke Menschen bekommen, da deren Versorgung so teuer war, dass andere Dinge nicht mehr bezahlt werden konnten.

Diese Art der Gehirnwäsche weitete sich auf alle anderen Unterrichtsfächer aus. Im Fach Deutsch wurden Werke vieler bekannter und moderner und vor allem jüdischer Schriftsteller verboten. Stattdessen wurden germanische Heldensagen gelesen, deren Fremdwörter eingedeutscht wurden.

Der Geschichtsunterricht beschränkte sich während des Nationalsozialismus ausschließlich auf die deutsche Geschichte. Ziel war es wiederum, den Kindern beizubringen, dass Deutschland über allem stünde und somit auch nur das Wissenswerte über Deutschland wichtig sei. „Deutschland über alles“, der Rest der Welt war zweitrangig.

Der Biologieunterricht befasste sich in erster Linie mit der Rassenkunde sowie mit der sogenannten Vererbungslehre. Es wurden beispielsweise Familienstammbäume von einzelnen Schülern untersucht und dabei überprüft, wer die typisch arischen Merkmale wie blaue Augen und blonde Haare aufweisen konnte. Außerdem wurde untersucht, ob die Großeltern nicht-jüdischen Ursprungs waren.

Geisteswissenschaftliche Fächer traten immer mehr in den Hintergrund. Dafür gewann der Sportunterricht mehr und mehr an Bedeutung. Adolf Hitler beschrieb das in seinem Buch „Mein Kampf“ mit den Worten:

"Der völkische Staat hat in dieser Erkenntnis seine gesamte Erziehungsarbeit in erster Linie nicht auf das Einimpfen bloßen Wissens einzustellen, sondern auf das Heranzüchten kerngesunder Körper. Erst in zweiter Linie kommt dann die Ausbildung der geistigen Fähigkeiten."

An der Front brauchte Hitler ständig „Nachschub“ an neuen Soldaten, die Ende des Krieges immer jünger wurden. Deshalb lag der Schwerpunkt seines Schulsystems weniger auf der Bildung, sondern in erster Linie darauf, die Jugendlichen zu Anhängern des Nationalsozialismus zu formen und sie nach der Schulzeit als Soldaten auszubilden. So wurde es Pflicht, schon während der Schulzeit einer Organisation des NS-Regimes anzugehören. Kinder von zehn bis vierzehn Jahren gehörten meist dem „Deutschen Jungvolk“ und dem „Jungmädelsbund“ an. Jungen ab 14 Jahren mussten dann der „Hitlerjugend“ und Mädchen dem „Bund Deutscher Mädel“ beitreten. Sinn und Zweck all dieser Vereinigungen war ebenfalls, die Jugendlichen zu „treuen Nationalsozialisten“ zu erziehen.

Der Führerkult in den Schulen war immer sichtbar. Kinder und Lehrer mussten mit dem Hitlergruß grüßen, in den Klassenzimmern hingen Hakenkreuze und Bilder des „Führers“ und auf dem Schulgelände flatterten große Hakenkreuzfahnen.

Kaum ein Schüler getraute sich aus Angst vor Prügelstrafen oder Schlimmerem, den Lehrinhalt zu hinterfragen.

## **5. Die Adolf-Hitler-Schulen & Napola**

Der Einfluss der Nationalsozialisten war trotz der Veränderung des Lehrplans und des Unterrichtsinhaltes nicht so groß wie erwartet, weshalb man spezielle Schulen gründete, wie die Adolf-Hitler-Schulen oder die Nationalpolitischen Erziehungsanstalten (Napola).

Die Intention der zehn Adolf-Hitler-Schulen, die es seit 1937 gab, war, den Nachwuchs für die nationalsozialistische Partei zu erziehen. Die Voraussetzungen, um an diesen Schulen angenommen zu werden, waren die Mitgliedschaft und Empfehlung der Hitlerjugend, ein Ariernachweis der gesamten Verwandtschaft, eine Gesundheitsbestätigung für die ganze Familie, die Mitgliedschaft der Eltern in einer parteinahen Organisation und die Überzeugung vom Nationalsozialismus.

Diese Schulen waren Internate und Parteischulen. Ab dem siebten Schuljahr bereitete man die Schüler auf ihr späteres Parteileben in höherer Funktion vor. Nach Beendigung der Schule mit einem Diplom konnte eine berufliche Laufbahn z.B. in der NSDAP beginnen.

Baldur von Schirach, der Reichsjugendführer, und Robert Ley leiteten diese reinen Jungenschulen.

Ähnlich war der Ablauf bei der Napola, offiziell NPEA (Nationalpolitische Erziehungsanstalt). Diese Einrichtungen waren ebenfalls Internate, deren Aufgabe es war, junge Menschen möglichst früh im Sinne des Nationalsozialismus zu erziehen und von dessen Ideologien zu überzeugen. Die Idee dieser Schulen war, besondere Eliten zu bilden, aus denen die Partei ihre Anführer herausuchen konnte.

Diese Internate waren sehr begehrt. Um einen Platz zu erhalten, mussten sich die Bewerber strengen Aufnahmeprüfungen unterziehen. Außerdem mussten die Interessenten arisch und körperlich fit sein. Intelligenz spielte keine große Rolle. Da es bis zum Kriegsende nur 43 Napolas gab, wurden nur sehr wenige Bewerber aufgenommen.

Im Gegensatz zu den Adolf-Hitler-Schulen gab es drei Napolas, in denen auch Mädchen erzogen wurden. Die meisten Schüler stammten aus reichen Familien, womit die Idee, vielen Arbeiterkindern einen Platz zu verschaffen, scheiterte. Unterrichtet wurden vorrangig Sport und Rassenkunde.

In beiden Schulen trug die Jugend Uniform und der Kameradschaftsgeist war in diesen Anstalten von großer Bedeutung.

## 6. Schulpflicht

Während der NS-Zeit beendeten die meisten Kinder die Schule nach der 8. Klasse mit dem Volksschulabschluss. Sehr wenige von ihnen, nur 3,5 % besuchten eine „höhere Schule“, also ein Gymnasium und machten dort Abitur.

Nach der Schule gingen die meisten Schüler in eine Lehre und erlernten somit einen Beruf. Ein Viertel davon begann ohne eine Ausbildung zu arbeiten.

Mit dem Reichsschulpflichtgesetz 1938 wurde die Schulpflicht auf 18 Jahre festgesetzt. Jedoch bezog sich das auf die Berufsschule, bei der man parallel eine Lehre absolvierte.

Abschließend kann man sagen, dass die geistige Bildung den Nationalsozialisten wenig bedeutete. Die Jungen sollten nach der Schulzeit als gutausgebildete Soldaten dienen und die Mädchen viele zukünftige Soldaten gebären und im Haushalt arbeiten, so der Gedanke der Nationalsozialisten. Möglicherweise dachten Adolf Hitler und seine Gleichgesinnten, gebildete Menschen würden ihr politisches System schneller hinterfragen und revoltieren.

## Das Hölderlin-Gymnasium in der Zeit des Nationalsozialismus<sup>1</sup>

Das Hölderlin-Gymnasium, das ich selbst schon seit sieben Jahren besuche, zählt zu den renommiertesten und traditionsreichsten Gymnasien Heidelbergs. Seit seiner Gründung im Jahre 1877 hat sich das „Hölderlin“, wie wir es heute nennen, zu einer wichtigen Institution der Stadt entwickelt. Zurzeit besuchen ca. 850 Schülerinnen und Schüler das Gymnasium in der Plöck. Genauso wie das von Einheimischen und Touristen gleichermaßen geliebte Heidelberg hat das Hölderlin-Gymnasium eine äußerst bewegte Geschichte vorzuweisen.

Das „Hölderlin“ war anfänglich die erste öffentliche höhere Mädchenschule der Stadt und stand unter der Leitung von Prof. Dr. August Thorbecke. Zu Beginn unterrichteten 21 Lehrer 314 Schülerinnen, von denen 51 jüdischer Abstammung waren. Im Jahre 1911 übernahm Hofrat Dr. Albert Waag die Schule und leitete sie bis 1925. Im 1. Weltkrieg verloren einige Lehrer ihr Leben. Zeitweise wurde die Turnhalle zu militärischen Zwecken beschlagnahmt. Außerdem wurde die Schule mehrmals, aufgrund von Heizmaterialmangel und starken Gerüchen, die auf Kartoffeleinlagerungen zurückzuführen waren, geschlossen. Der Grundstein für das Mädchenrealgymnasium wurde 1914 und 1916 gelegt mit der Eröffnung der ersten UIII- (heutige 8. Klasse) und UII-Klassen (heutige 10. Klasse), so dass Dr. Jacki 1925 eine „Mädchenrealschule mit Mädchenrealgymnasium und gymnasialer Abteilung“ übernahm. Ende des Jahres 1927 umfasste die Schule ca. 823 Schülerinnen und 58 Lehrer. Diese wachsende Schüler- und Lehrerzahl erforderte auch größere Räumlichkeiten. Daher wurden bis zum Jahre 1933 ein Anbau in der Märzgasse, die bereits genannte Turnhalle und ein einstöckiger Zwischenbau errichtet.

1933 erfolgte die Machtübertragung an die Nationalsozialisten. Sämtliche jüdischen Lehrer und Lehrerinnen wurden aus dem Staatsdienst entlassen. Hierzu zählten die Lehramtsreferendarinnen Doris Baum, Dr. Berta Eisenmann und Margot Meyer. Im April 1933 wurden sie auf der Grundlage des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ aus dem Vorbereitungsdienst gedrängt. Nur drei Monate später entließ man zwei weitere Lehrerinnen: Helene Preetorius und Dora Busch, die Tochter des berühmten Staats- und Völkerrechtlers Georg Jellinek. 89 Schülerinnen setzten sich besonders für Helene Preetorius ein. Sie sammelten Unterschriften in der Hoffnung, ihre Entlassung zu verhindern. Jedoch vergeblich.

Bereits 1932 war der jüdische Lehrer Dr. Eugen Ehrmann auf Grund der Sparmaßnahmen der Regierung Brüning vorzeitig in den Ruhestand versetzt worden. Er und die anderen entlassenen Lehrerinnen waren in den folgenden

---

<sup>1</sup> Gekürzte schriftliche Hausarbeit von Lia Bieger, Schülerin im Hölderlin-Gymnasium. Benutzte Literatur: Schadt, Caroli: Heidelberg unter dem Nationalsozialismus, 1985; Festschrift zum 125. Jubiläum des Hölderlin-Gymnasiums, 2002; Giovannini, Moraw: Erinnerungtes Leben, 1998; Giovannini, Rink, Moraw: Erinnerung, 2011.

Jahren in unterschiedlicher Weise den Demütigungen und Verfolgungen des NS-Regimes ausgesetzt.

Am 1. Mai 1933 übernahm Dr. Emil Ganter das Schuldirektorat und bereits im Jahre 1934 wurde Dr. Otto Uebel der neue Direktor der Schule. Der überzeugte Nationalsozialist war seit 1930 Mitglied in der NSDAP und seit 1932 im Nationalsozialistischen Lehrerbund. Im Jahr 1937 wurde er Mitglied der Allgemeinen SS. Uebel interessierte sich besonders für die deutsche Früh- und Vorgeschichte und versuchte, den Lehrplan in diesem Sinne auszulegen. Er unterrichtete Rassenlehre, kam häufig in SS-Uniform in die Schule, hielt viele politische Reden im Rahmen von Schulveranstaltungen und zeigte stets deutlich seine Abneigung gegenüber dem Christentum und dem Judentum. Er blieb bis zum Kriegsende im Amt. Sein zufälliger Aufenthalt im Gebiet der französischen Zone brachte ihn dort in ein Internierungslager, die amerikanische Besatzungsmacht internierte ihn anschließend für sieben Monate, aus Krankheitsgründen kam er schließlich nach Heidelberg zurück. In einem ersten Spruchkammerverfahren wurde Otto Uebel 1948 als Hauptschuldiger eingestuft, im zweiten Verfahren (1949) lediglich als Belasteter. 1950 ist er in Heidelberg gestorben.

Die Schule war im März 1945 mit dem Einmarsch der Amerikaner geschlossen worden und erst am 3. Dezember 1945 nahm Direktor Dr. Karl Durand den Schulbetrieb mit 825 Schülerinnen wieder auf.

Während Dr. Uebels Amtszeit richtete man im Jahre 1936 im Deutschen Reich an allen Schulen einen „freiwilligen Arbeitsdienst“ ein, der ab 1939 Pflicht für alle Mädchen und Frauen unter 25 Jahren wurde. Diese neue Regelung griff immer weiter in den Schulalltag ein, denn der Arbeitsdienst ersetzte gegen Kriegsende sogar den Schulunterricht für die Mädchen des Abiturjahrgangs. Die Schülerinnen mussten dabei Altstoffe und Heilkräuter sammeln sowie im Kindergarten oder bei der Ernte helfen. Im Jahre 1937 wurden die drei Schulzweige, die 1925 eingeführt worden waren, zu einer einheitlichen Oberschule für Mädchen zusammengeführt. Diese Veränderung sollte auch mit einer Namensänderung dokumentiert werden. Dr. Uebels Vorschläge waren: Liselotteschule, Gudrunschule, Eichendorffschule und Hölderlinschule, wobei er Gudrunschule bevorzugte. Das Badische Ministerium des Kultus und Unterrichts verfügte schließlich den Namen „Hölderlinschule“. Noch im gleichen Jahr wurde in Deutschland allen jüdischen Schülerinnen der Besuch der Schule verboten, damit mussten auch einige Schülerinnen die Hölderlinschule verlassen.

Ich nenne einige dieser Schülerinnen, deren Schulzeit an unserer Schule unfreiwillig beendet wurde und deren weiteres Schicksal oft sehr schwierig war: Dora und Hedwig Basnizki, Leni Blum, Ursula Borchardt, Dorothee und Annelore Braunschweig, Amalie Freund, Martha Hirsch, Liselotte Hochherr, Gerda Koppel, Hertha von Künßberg, Ilse Meyer und Ruth Mayer.<sup>2</sup>

<sup>2</sup> Die Beschreibung der Schicksale ist auf der Homepage des Hölderlin-Gymnasiums nachzulesen.

Die Auseinandersetzung mit der Geschichte meiner Schule während der Nazizeit und den einzelnen Biografien ehemaliger Schülerinnen hat mich sehr berührt. Es hat mir gezeigt, wie wichtig der Zusammenhalt innerhalb einer Klasse über alle Religionsgemeinschaften hinweg ist, und dass wir alle auf eine besondere Art immer noch mit den Schülerinnen der damaligen Zeit verbunden sind. Denn wir besuchen die gleiche Schule, die sie besucht haben. Obwohl diese Schülerinnen schon lange nicht mehr auf unsere Schule gehen, sind sie dennoch ein Teil ihrer Geschichte und damit auch unserer Geschichte als derzeitige Schülerinnen und Schüler des Hölderlin-Gymnasiums. Diese Vergangenheit steckt in den Wänden, den Fluren und den Räumen unserer Schule und begleitet uns bei jedem Schritt, wenn wir nur genauer hinsehen. „Heidelberg hat uns nicht vergessen. Wir und unsere Geschichte gehören zu Heidelberg.“<sup>3</sup>



Ehemalige jüdische Schülerinnen besuchen das Hölderlin-Gymnasium während ihres Heidelbergbesuchs 2001. Hinten, von li.: Dora Kaufmann, geb. Basnizki, Ilse Rothstein, geb. Meyer. Vorn, von li.: Lore Garrick, geb. Philipp, Hedwig Hesse, geb. Basnizki, Lisel Lewin, geb. Kassewitz, Molly Blatt, geb. Freund (Foto: privat)

---

<sup>3</sup> Gerda Thau in: Giovannini, Moraw: *Erinnertes Leben*, 1998, S. 158ff.

## Plöck 40, Heidelberg-Altstadt

**Doris Baum**, geb. 13.1.1907 in Mannheim, Lehrerin am heutigen Hölderlin-Gymnasium, seit 1933 Berufsverbot, Flucht nach England, gest. Mai 1999 in London

Doris Elisabet Baum<sup>1</sup> wurde am 13. Januar 1907 als ältestes Kind von Ernst Baum und Luise Hallenstein in Mannheim geboren. Der Vater führte das „Spitzenhaus Ernst Baum“ (auf einem Briefkopf von 1932 steht die gedruckte Adresse Mannheim, M1, 4a). Die Familie mit den 1909 und 1910 (?) geborenen Söhnen Rolf und Robert wohnte im 1. Obergeschoss des Hauses Luisenring 35. Wie Doris Baum in ihren Erinnerungen an die Mannheimer Kindheit feststellt: „es war eine gut bürgerliche Umgebung“, mit hellen hohen Räumen, einem Dienstmädchen, das auch ein Waschbecken mit fließendem warmen Wasser im Zimmer hatte, was ungewöhnlich war und von der Mutter schlicht so begründet wurde: „wer kochen soll, muss so gute Waschmöglichkeiten haben wie die Herrschaft.“ Die Großmutter Hallenstein wohnte gegenüber. Ihr verstorbener Mann war Seilermeister und sowohl im Synagogenchor wie im Gesangverein Liederkranz tätig gewesen. Doris Baum berichtet, sie hätten leider alle keine Singstimmen gehabt. Aber die Familie hatte schon seit Ende des 19. Jahrhunderts einen Abonnementplatz im Theater, die Kinder hatten Balkonplätze beim Fastnachtsumzug, man ging zum Rennplatz; von Ausflügen nach Seckenheim, in den Industriehafen, berichtet sie, und später vom Wandern mit Jugendgruppen in Heidelberg, mit Abenden in der Jugendherberge, der ehemaligen Dragonerkaserne. Nach ihrem offiziellen Lebenslauf besuchte sie die Elisabethschule (höhere Töchterschule) von 1913 bis 1920, danach die Liselotteschule (höhere Mädchenschule mit Realgymnasium), wo sie 1926 die Reifeprüfung ablegte.

Sie wurde in acht Fächern mit gut benotet (Deutsch, Französisch, Latein, Englisch, Geschichte, Physik, Chemie, Zeichnen), in Mathematik mit ziemlich gut, in Religion und Turnen mit sehr gut.

Doris Baum begann ein germanistisches Fachstudium an der Universität Heidelberg und belegte ab dem 2. Semester Geschichte, Englisch und Französisch. Nach dem 3. Semester verbrachte sie drei Monate in England bei einem Ferienkurs der Universität London. Von 1927 bis 1929 war sie drei Semester an der Universität in München immatrikuliert, Ostern 1928 ging sie für zwei Monate nach Paris zu einem Sprach- und Phonetikkurs an der Sorbonne. Ab 1929 war sie wieder in Heidelberg. Ihr sauber geführtes Studienbuch verzeichnet im Sommersemester acht Veranstaltungen, u.a. bei Jaspers, Curtius, Olschki, Hoffmann und Hampe. Ihr Prüfungszeugnis datiert vom 19. Dezember 1930. Ihre philosophische Arbeit über Fichte wird mit ziemlich gut bewertet, Geschichte und Französisch mit gut, Englisch mit vorzüglich. In einem

---

1 Quellen: Giovannini, Rink, Moraw: *Erinnern*, 2011, S. 294f.; handschriftliche Erinnerungen von Doris Baum, Stadtarchiv Mannheim, Dok. Jüd. Gesch., 16/1967; Personalakte Doris Elisabet Baum, GLA 235-1, 184/185, dort auch die Entschädigungsakte; GRO Verz., Todesfälle in England u. Wales, Reg. Code 2391D, D2D, 202.

Schreiben des Kultusministeriums vom 8. Januar 1932 wird sie für das Referendariat der Mädchenrealschule in Heidelberg zugeteilt, mit Wirkung vom 21. Dezember 1931; den Beamteneid legte sie am 15. Januar 1932 ab. Am 13. April 1932 schrieb sie, dass sie im Sommersemester das Studium fortsetzen wolle, um die Lehrbefähigung für Italienisch als Zusatzfach zu erwerben.

Am 1. April 1933 erhielt Doris Baum das Zeugnis der Anstellungsfähigkeit, Gesamtnote gut.

Mit dem Datum vom 7. April 1933 und dem Betreff: „Aufrechterhaltung der Sicherheit und Ordnung“ schreibt der „Direktor der Badischen Mädchenrealschule mit Mädchenrealgymnasium und gymnasialer Abteilung Heidelberg“: „ ... Aufgrund vorgenannten Erlasses habe ich heute den an meiner Anstalt beschäftigten Angehörigen der jüdischen Rasse 1) Margot Meyer 2) Doris Baum 3) Berta Eisenmann mitgeteilt, dass sie bis auf weiteres beurlaubt werden. Die Eröffnungsbescheinigungen liegen bei.“ (gez.) i.V. Beuttel

Schreiben des Kultusministeriums vom 18. April 1933 an Doris Baum, Lehramtsassessorin in Heidelberg: „Aufgrund des § 3 des Reichsgesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933 (...) werden Sie aus dem staatlichen Dienst entlassen.“

Am 1. Juni 1933 verließ Doris Baum Deutschland und ging nach London. 1940 erwarb sie die britische Staatsbürgerschaft.

Am 24. März 1953 meldeten ihre Rechtsanwälte einen Anspruch auf Entschädigung an in einem Schreiben, das über die diplomatische Vertretung der BRD in London an das Auswärtige Amt in Bonn, von dort mit einer Stellungnahme des Kultusministeriums Baden-Württemberg an das Oberschulamt Nordbaden ging. Der Bescheid war ablehnend. Doris Baum sei noch nicht beschäftigt gewesen. Am 1. September 1953 reichten die Anwälte die Klage ein. Im November 1953 wohnte Doris Baum in 140 Lexham Gardens, London W8. Der Rechtsstreit zog sich bis Dezember 1956 hin, der Bescheid, dass ihr ein Ruhegehalt zustehe, wurde am 11. März 1957 rechtskräftig. Bis zum abschließenden Beschluss vom 31. Januar 1958 gab es noch ein Hin und Her um den Streitwert und das daraus zu ermittelnde Honorar der Anwälte.

Doris Elizabeth Baum starb im Mai 1999 in London. Ihr Name steht auf dem Grabmal der Familien Hallenstein und Löb in Mannheim ebenso wie der ihrer Eltern. Ernst Eugen Baum (geb. 4.6.1866) starb am 18. September 1932, Luise Baum, geb. Hallenstein ist als verschollen verzeichnet.

Der ältere Bruder Rolf Baum (geb. 23.4.1909) erscheint 1938 auf einer Passagierliste des Schiffes Noordam nach USA. Am 11.4.1941 wurde er als lediger Weißer, „not yet a citizen“ zur Armee einberufen. Befähigungen: 1 Jahr College, semi-skilled Chauffeurs and Drivers, Bus, Taxi, Truck, Tractor. Am 15. Dezember 1944 heiratete er Tony Herlinger in Los Angeles, Kalifornien, USA. Er starb am 19. Januar 1994 in New Hampton, New Hampshire, USA.

Auch Robert Baum, der jüngere Bruder, ist in die USA emigriert; genaue Lebensdaten liegen hier nicht vor.

## Plöck, Heidelberg Altstadt

**Dr. Dora Busch<sup>1</sup>**, geb. Jellinek, geb. 5.1.1888 in Wien, Lehrerin am heutigen Hölderlin Gymnasium, seit 1933 Berufsverbot, am 10.1.1944 nach Theresienstadt deportiert, am 11.6.1945 Rückkehr nach Heidelberg, gest. April 1992 in Heidelberg

Dora Buschs Vater war Professor Georg Jellinek (1851 in Leipzig – 12. Januar 1911 in Heidelberg), Ordinarius für Staats- und Völkerrecht, seit 1891 in Heidelberg, 1907 erster jüdischer Rektor der Universität. Er verließ 1910 die jüdische Gemeinde und ließ sich und seine Familie evangelisch taufen. Die Mutter war Camilla Jellinek, geb. Wertheim (1860 in Wien – 1940 in Heidelberg). Sie wurde von Marianne Weber für die Frauenbewegung gewonnen und beriet vor allem Arbeiterinnen juristisch. 1930 erhielt sie die Ehrendoktorwürde der juristischen

Fakultät Heidelberg.

Nach der Schulzeit studierte

Dora Busch

in Heidelberg Germanistik, Romanistik und Anglistik mit dem Ziel Gymnasiallehrerin zu werden. Hier fiel sie 1910 mit einem Vortrag über Stefan George im lyrischen Seminar auf. Eindrucksvoll, wie die 22-jährige Studentin die Lyrik von George bewertete. Sie zitierte ausführlich Gedichte des „Meisters“ und stellte fest, dass die Kommunikation zwischen Leser und Gedicht wegen der Undeutlichkeit und Unverständlichkeit nicht funktioniert. Andererseits lobte sie die „edle Sprache und Schönheit der Bilder“. Sie wür-



Dora Busch und ihre Mutter Camilla Jellinek, April 1939 (Foto: privat)



Dora Busch (Foto: privat)

1 Literatur zu Dora Busch: Max Weber: Rede bei der Hochzeit von Frau Dr. Busch am 21.III.1911. Sonderheft 7 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Köln 1963, S. 13–18; Frank Moraw: Heidelberg – Theresienstadt. Zur letzten Deportation aus Heidelberg im Februar 1945, in: HJG JG. 13, 2009, S. 91–122, hier S. 100f.; ders.: Neues zur „Entdeckung des Charisma“. Dora Jellineks Seminararbeit über Stefan George und Max Webers Brief an sie, in: HJG Jg. 14, 2010, S. 197–222; Giovannini, Rink, Moraw: Erinnern, 2011, S 68–71; Kommission: Geschichte der Landesministerien in Baden und Württemberg in der Zeit des Nationalsozialismus, Heidelberg 2015.

digte sein „historisches Gefühl“ und beklagte, dass ihm „die Unmittelbarkeit des Ausdrucks“ fehle. Deshalb könne er „niemals ein großer Lyriker sein“. Max Weber nahm diesen Beitrag intensiv zur Kenntnis und lobte sie in einem Brief für ihre Klarsicht. Aufgrund des Vortrags beschäftigte er sich erstmalig mit dem Begriff Charisma, ein Thema, mit dem er sich später noch stärker auseinandersetzte. Zugleich kritisierte er heftig das prophetische Gehabe Georges. Dora ist es aber mit ihrem Beitrag gelungen, dass Weber und George miteinander sprachen.

Das Studium unterbrach Dora, um am 21. März 1911 den österreichischen Psychiater Dr. Friedrich Busch (nicht jüdisch) zu heiraten. Bei der Hochzeit hielt Max Weber mit einfühlsamen Worten eine Rede. Daraus nur der eine Satz: „Sehe ich unsere junge Frau richtig, dann wurde ihr, wie so manchen von uns, neben so vielen anderen, auch die schöne schicksalsvolle Gabe besinnlichen Sichinsichselbstversenkens, die innere Nötigung, es zu tun, mit in die Wiege gegeben“. Anschließend gedachte Weber seines Freundes Georg Jellinek, der zehn Wochen zuvor gestorben war.



Dora und Friedrich Busch (li); Dora Busch mit ihren Töchtern (re.) (Fotos: privat)



1912 bekam Dora Busch ihre erste Tochter Erika und 1913 die Tochter Gerda. Das bedeutete natürlich, dass Dora das Studium unterbrechen musste. Das junge Paar war gut in die Heidelberger Gesellschaft integriert. Zu ihrem Bekanntenkreis gehörten neben Gustav Radbruch, der auch der Pate ihrer Tochter Gerda war, der Philosoph Emil Lask und das Ehepaar Karl Jaspers. Schon im Jahr 1915 verlor Dora ihren Mann, der als Bataillonsarzt im Krieg gefallen war. Sie erzog dann alleine ihre beiden Töchter und konnte ihr Studium - erst viel später - 1922 mit der germanistischen Dissertation über Lohen-grin abschließen.

1923 wurde Dora B. Lehramtsassessorin am Mädchengymnasium in der Plöck und das war sie bis 1933. In diesem Jahr wurde sie als Jüdin infolge des badischen Judenerlasses vom 7. April 1933 im Juli aus dem Staatsdienst entlassen. Ihr Gesuch, sie im Beruf zu belassen, wurde intensiv behandelt. Anfangs hatte der damalige Kultusminister Otto Wacker viel Verständnis für die Witwe eines gefallenen Frontkämpfers und erwirkte die Genehmigung, eine



Dora Busch mit ihrer Schulklasse I a, Ostern 1927 (Foto: privat)

Ausnahme von § 3 des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums zu machen. Dabei stand er sicherlich unter dem Eindruck des Schreibens von Busch, in dem sie ausführte „sie könne nicht recht glauben, dass unsere Regierung sich mit dem Vorwurf beflecken will, dass sie den Kriegsoffizieren nun nach vielen Jahren noch einen solchen Dank des Vaterlandes zuteil werden lässt“. Nicht bekannt ist, warum der Minister dann seine Meinung änderte und Dora Busch den Dienst definitiv verlassen musste. Er begründete das mit dem Argument, dass er keinen Präzedenzfall schaffen wollte. Es ist allerdings anzunehmen, dass Wacker nicht in den Ruf kommen wollte, als jüdenfreundlich zu gelten. Dora Busch bekam allerdings eine geringe finanzielle monatliche Bezahlung vom Ministerium, die bei 25 – 35 % ihrer letzten Bezüge lag. Als Auslandsjüdin und Kriegerwitwe wurde ihr dieses Geld auch noch bis zum 1. August 1944, also noch sieben Monate nach ihrer Deportation nach Theresienstadt, bezahlt. Um ihre Töchter und sich zu ernähren, gab Dora Busch zusätzlich Nachhilfeunterricht und übernahm Schreibearbeiten. In dieser Zeit hatte sie intensiven Kontakt mit nichtarischen Heidelberger Familien wie Kaufman-Bühler und von Künßberg. Dieter Kaufmann-Bühler erhielt in ihrer Wohnung in der Lutherstraße 42 Englisch- und Französisch Unterricht. Ihre Freundin Dietlinde Raisig erinnert sich daran, wie ihre Kinder sich in Neuenheim begegneten und nur zuwinken durften, da ihnen das Sprechen miteinander verboten war.



Dora Busch mit ihren Töchtern Dora und Erika, 10. Juli 1932 am Werderplatz (Foto: privat)

Dora Busch hatte durch den Tod ihres Mannes den Mischehestatus verloren. Das bedeutete, dass sie am 10. Januar 1944 in dem Abwanderungstransport über Karlsruhe nach Theresienstadt deportiert wurde. Das Lager wurde erst am 8. Mai 1945 von der Roten Armee befreit. Am 21. Juni 1945 kehrte sie nach Heidelberg zurück. Während der Zeit im KZ durfte sie alle zwei Monate eine Dreißig-Worte-Mitteilung an ihre Tochter Gerda schreiben. In diesen kurzen Mitteilungen wird deutlich, wie die Lebensumstände und die Versorgungslage in diesem „privilegierten“ Lager waren. Gerda wiederum konnte alle vier Wochen einen Brief an ihre Mutter senden und gelegentlich ein Lebensmittelpäckchen.

In Heidelberg wurde Dora Busch 1946 als Studienrätin in den Schuldienst eingestellt. Bereits 1948 führten die Strapazen von Theresienstadt dazu, dass sie pensioniert wurde. Bis zu ihrem Tod lebte sie in der Lutherstraße und beschäftigte sich intensiv mit der Psychoanalyse. Sie beschrieb in einer „Skizze seines Lebenslaufs“ mit viel Liebe das kurze Leben ihres Mannes fünfzig Jahre nach seinem Tod. Zudem veröffentlichte sie eine psychoanalytische Deutung der Grimmschen Märchen. Diese Arbeit widmete sie Annemarie Sängler, die ein psychagogisches Institut leitete und bei der sie Kurse belegte. Auf ihre Töchter musste Dora schon sehr früh verzichten. 1952 starb ihre Tochter Erika, die 1938 nach England emigriert war und dort geheiratet hatte. 1959 starb auch ihr jüngeres Kind Gerda. Sie selber lebte bis April 1992, sie wurde also 104 Jahre alt. Beerdigt ist sie auf dem Friedhof Handschuhshheim.

## Plöck 40, Heidelberg-Altstadt

**Dr. Berta Baer, geb. Eisenmann**, geb. 5.4.1907 in Straßburg, Lehrerin am heutigen Hölderlin-Gymnasium, seit 1933 Berufsverbot, Flucht in die USA, gest. 27.5.1995 in Kew Gardens, Queens, New York.

Bertel (wie sie ihren Namen im Studienbuch schreibt) Eisenmann<sup>1</sup> wurde am 5. April 1907 als Tochter der Helena Linz und des Kaufmanns Sigmund Eisenmann in Straßburg geboren, vier Jahre nach dem älteren Bruder Kurt und zwei Jahre vor Hans Joachim Eisenmann. Die Familie wohnte 1907 im Schirmecker Ring, dem heutigen Boulevard de Lyon; im Straßburger Adressbuch des Jahres 1914 wird Sigmund Eisenmann, Kaufmann in der Manteuffelstraße, heute Rue du Maréchal Foch, aufgeführt. Spätestens seit 1922 war Heidelberg der Wohnort der Familie. Um 1920 erwarb sie das Haus in der Uferstraße 8, hier firmierte Sigmund Eisenmann als Inhaber einer Großhandlung für Papier- und Schreibwaren.

Berta Eisenmann schreibt in ihrem Lebenslauf vom Juli 1932, sie habe das Straßburger Gymnasium bis zur Untertertia besucht (1920), sei dann nach Heidelberg übergesiedelt und habe Ostern 1925 am humanistischen Gymnasium das Abitur bestanden. Ihr Reifezeugnis weist die Gesamtnote „ziemlich gut“ auf. Sie ging für ein Jahr nach Mailand und begann dort romanische Philologie zu studieren, befasste sich mit französischer und italienischer Literatur und Sprache, las daneben deutsche, spanische und englische Literatur. Vom November 1925 bis zum Ende des Sommersemesters 1928 studierte sie laut Abgangszeugnis an der Universität Heidelberg Philosophie. Im Wintersemester 1928/29 war sie in Berlin in der neusprachlichen Abteilung der philosophischen Fakultät immatrikuliert. Ab Mai 1929 studierte sie wieder in Heidelberg, hörte u.a. französische Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts bei Curtius, französische Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts bei Olschki; weitere Themen waren romanische Lyrik des Mittelalters, 3 Semester Tacitus, Dante, Ariost, Spanisch für Vorgerückte. Sie suchte sich durch Auslandsreisen weiter auszubilden, „in der Hauptsache nach Frankreich und Italien“. Im Wintersemester 1930/31 (und Sommersemester 1931) war sie dispensiert, vermutlich um ihre Doktorarbeit über Carlo Denina zu schreiben, die 1932 gedruckt wurde. Für die Anregung zu dieser Arbeit dankte sie Prof. Leo Olschki im kurzen Nachwort. Das mündliche Rigorosum bestand sie am 2. Juli 1931; geprüft wurde sie in den Fächern Romanische Philologie, Deutsch und Latein. Im Wintersemester 1931/32 war sie wieder immatrikuliert, diesmal widmete sie sich neben Dante dem Alt- und Mittelhochdeutschen, dem Nibelungenlied, nahm an einer Übung zu „Die Goten“ teil. Das Fach „Deutsche Volkskunde“ (Fehle) ist nicht testiert.

Im März 1932 meldete Berta Eisenmann sich zur Prüfung für das wissenschaftliche Lehramt an Höheren Lehranstalten an. Ihre schriftliche Hausarbeit befasste sich mit dem Thema „Geschichte und Geschichtswissenschaft in der

---

1 Quellen: Giovannini, Rink, Moraw: *Erinnern*, 2011, S. 294f.; Personalakte Baer geb. Berta Eisenmann, GLA 467-1, 37; Wiedergutmachungsakte Berta Baer, GLA 480, 22036 u. 30490, 1/2; U.S. Social Security Death Index, SSN 066-14-6695.

Auffassung der französischen Aufklärungsphilosophie". Am 17. Dezember 1932 bestand sie ihre letzte Prüfung. Wie alle Anwärter für den Schuldienst wurde sie darauf hingewiesen, dass wenig Bedarf bestünde und sie sozusagen auf eigenes Risiko den Vorbereitungsdienst an der Mädchenschule Heidelberg antrete. Am 16. Januar 1933 meldete sie sich zum Dienstantritt und legte den Beamteneid ab.

Vom 7. April 1933 datiert ihre Unterschrift unter dem Vordruck, dass sie von dem Erlass des Kultusministeriums vom 6. des Monats Kenntnis genommen habe und sich von heute ab bis auf weiteres als beurlaubt betrachte. Am 18. April teilte das Kultusministerium der Direktion der Mädchenrealschule mit, dass Berta Eisenmann und Margot Meyer zu eröffnen sei, dass sie sofort entlassen würden; die Ausführungsbestätigung, unterschrieben von Dr. Fehrle, Dr. Heidelberger, Dr. Mayer, ging am 25. April zurück.

In der Wiedergutmachungsakte findet sich eine Bewertung von Dr. Ganter hinsichtlich der pädagogischen Fähigkeiten von Fräulein Dr. Bertel Eisenmann, ausgestellt am 27. Mai 1933: „freundlich, aber doch bestimmt“, „sowohl im deutschen wie im fremdsprachlichen Unterricht ... sehr geschickt.“ Da es kein Foto von ihr gibt und das wenige, was wir über sie wissen, aus Akten stammt, können wir nur aus dieser Aussage so etwas wie einen Eindruck von ihrer Person erhalten.

1955 schrieb Berta Baer aus den USA an das Hölderlin-Gymnasium, ob man ihr bescheinigen könne, dass sie Lehramtsreferendarin war. Die Oberstudiendirektorin musste sie, da bei der Besetzung des Schulhauses alle Akten vernichtet wurden, leider an das Regierungspräsidium verweisen.

1958 machte sie geltend, dass ihr die Möglichkeit genommen worden war, beruflich tätig zu sein. In Italien, wohin sie 1935 emigrierte, bekam sie keine Arbeitserlaubnis; 1938 erließ Mussolini ein Edikt gegen die ausländischen Juden, Berta Eisenmann musste Italien verlassen und wanderte 1939 in die USA aus. Am 24. April 1958 schrieb ihr Anwalt:

„(Die Antragstellerin) ... hat oft nicht das zum Leben Nötigste verdient und musste die Unterstützung von Verwandten in Anspruch nehmen. Seit ihrer Einwanderung in die V.S. hatten sie und ihr Mann nicht nur für sich, sondern auch für die Eltern der Antragstellerin und die Mutter ihres Ehemannes zu sorgen, da diese mittellos nach USA kamen. Der Ehemann der Antragstellerin betreibt in USA eine Farm und befindet sich in wirtschaftlich schwierigen Verhältnissen.“

Daraufhin wurde von ihr verlangt, ihre jüdische Abstammung zu belegen. Eine Erklärung an Eides Statt wurde als unzureichend angesehen. Erst als sie eine Geburtsurkunde vorlegen konnte, kam ein Verfahren in Gang. Im Ergebnis wurden ihre Ansprüche anerkannt und ein positiver Bescheid im Februar 1967 rechtskräftig.

Ihr Ehemann, Dr. jur. Norbert Baer, geboren am 15. November 1899, starb am 15. Februar 1978. Dr. phil. Berta Baer starb am 27. Mai 1995 in Kew Gardens, N.Y.

## Plöck 40, Heidelberg-Altstadt

**Margot Meyer**, geb. 30.4.1909 in Heidelberg, Lehrerin am heutigen Höl-derlin-Gymnasium, seit 1933 Berufsverbot, Flucht nach England, dann Pa-lästina, gest. 17.3.1983 in Tel Aviv

Margot Meyer<sup>1</sup> wurde am 30. April 1909 als Tochter des Kaufmanns Max Meyer und seiner Ehefrau Martha Haas in Heidelberg geboren. Der Vater stammte aus Oberlauringen in Unterfranken, wo sein Vater der jüdischen Gemeinde vorstand, und kam als Lehrling nach Mainz ins „Spezereiwaaren“-Geschäft des Leo Haas.



Anzeige in der Zeitschrift „Der Israelit“, 6.3.1884

„gros und en detail“ selbstständig machte. 1908 heiratete er die Tochter seines ehemaligen Lehrherrn. Das Ehepaar mietete die Wohnung über dem Geschäft, wo Margot – wie 1919 ihre Schwester Ilse – geboren wurde. Im Ersten Weltkrieg, während der Vater eingezogen war, führte die Mutter das Geschäft weiter, was sie auch ab 1929 tat, nachdem ihr Mann 52-jährig an einer Sepsis verstorben war.

Margot besuchte ab Herbst 1918 die Mädchenrealschule und wechselte Ostern 1922 in die Untertertia des Mädchen-Realgymnasiums, wo sie 1928 die Reifeprüfung ablegte.

Ihre Noten waren gut in neun Fächern (Französisch, Latein, Geschichte, Erdkunde, Mathematik, Physik, Chemie, Philosophie, Englisch als Wahlfach), ziemlich gut in Griechisch und Turnen, sehr gut in israelitischer Religion und Deutsch.

Im Wintersemester begann sie in Heidelberg ein Studium der Zahnmedizin, wechselte aber bald zur Philologie und hörte u.a. bei Max von Waldberg „Geschichte und Technik des Dramas“. Im Sommersemester 1929 war sie an der Universität Berlin eingeschrieben, setzte danach ihr Studium in Heidelberg fort und bestand ihr Examen mit den Hauptfächern Deutsch und Englisch, Nebenfach Französisch mit der Gesamtnote „ziemlich gut“. Ihre Adresse am 21. November 1932 war Akademiestraße 2 in Heidelberg. Die Behörde vermerkte: „wegen eher mäßiger Leistungen“ könne bei der großen Anzahl von Bewerbern ihre Übernahme in den badischen höheren Schuldienst nicht in Betracht kommen, bis 31. Dezember 1932 könne sie sich aber auf freiwilliger Basis zum Vorbereitungsdienst der Lehramtsreferendare melden; der Vermerk – zur Wiedervorlage – ist am 2. Januar 1933 als erl. abgezeichnet. Am 16. Januar 1933 wurde ihr der Beamteneid abgenommen, am 17. Januar trat sie ihren Vorbereitungsdienst als Lehramtsreferendarin an. Am 18. April 1933 erging das Schreiben des Kultus-

<sup>1</sup> Quellen: Giovannini, Rink, Moraw: *Erinnern*, 2011, S. 294f.; Giovannini, Moraw (Hg.), *Erinnertes Leben*, 1998, S. 161, 166, 203; Personalakte Margot Meyer, GLA 235-1, 8277.

ministeriums an die Direktion der Mädchenrealschule mit der Weisung, Berta Eisenmann und Margot Meyer zu entlassen. Der Passus „unter Wahrung der in §1 Ziffer 4 vorgesehenen Frist von 14 Tagen“ ist durchgestrichen, am Rand handschriftlich vermerkt: „beziehen keine Unterhaltszuschüße!“

Die Entlassung wurde Margot Meyer am 21. April mitgeteilt. Ihre Schwester berichtet, zwei ihrer ehemaligen Lehrerinnen hätten bei ihr zu Hause mit Blumen auf sie gewartet, um sie zu trösten. Am 30. April schrieb sie an das Ministerium mit der Bitte, den Dienst bis zum Assessorexamen zu Ende führen zu dürfen; sie hoffe, den Beruf dann in privater Erziehtätigkeit ausüben zu können.

„Über meine Gesinnung gibt die Mädchenrealschule Heidelberg, der ich neun Jahre als Schülerin und drei Monate als Referendarin angehörte, Auskunft. Auch ist mein verstorbener Vater als ungedienter Soldat zum Schutze seiner deutschen Heimat an der Front gewesen. Ergebenst (Margot Meyer)“

Am 30. Juni antwortete das Kultusministerium:

„Nach den in meinem Geschäftsbereich allgemein getroffenen Anordnungen werden nichtarische Bewerber zum Vorbereitungsdienst für öffentliche Laufbahnen nicht zugelassen. Es ist nicht möglich, in Ihrem Fall eine Ausnahme zu machen.“



Margot Meyer (Foto: General-  
landesarchiv Karlsruhe, Personalakkte)

Über Margot Meyers weiteren Lebensweg kann nur summarisch berichtet werden. Sie zog nach London, wo sie weiter mit dem Ziel studierte, Lehrerin zu werden, wanderte 1934 von dort nach Palästina aus, arbeitete als Englischlehrerin in Tiberias, später in Tel Aviv. 1943 heiratete sie Dr. jur. Rudolf Baer aus Wittlich, der in Israel als Kaufmann arbeitete. Er starb am 6. Dezember 1967. In zweiter Ehe war sie mit dem Journalisten und Übersetzer Erich Lehmann verheiratet. Sie starb am 17. März 1983 und wurde in Tel Aviv, Cholon begraben.

Ihre jüngere Schwester Ilse (ab 1951 verh. Rothstein) blieb mit der Mutter in Heidelberg, um dort an der Mädchenrealschule wenigstens die Mittlere Reife zu erreichen. Ab 1936 besuchte sie eine Fremdsprachenschule und half der Mutter im Geschäft. 1937 kam sie mit einem Kindertransport nach England und fand eine Anstellung im Jewish Refugee Committee in London. Martha Meyer versuchte das Geschäft in ihrer Privatwohnung weiterzuführen. In der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 kamen SA-Leute und warfen alles aus dem Fenster. Danach versuchte sie die verbliebene, nicht zerstörte Ware zu verkaufen und einen kleinen Teil nach England, einen größeren nach Palästina zu schicken. Das Geschäft wurde am 9. Dezember 1938 liquidiert. Im April 1939 gelang es ihr, zu ihrer Tochter nach England auszureisen. Ab 1948 lebten beide in Israel, wo Martha Meyer am 19. Oktober 1959 in Tel Aviv starb.

## Plöck 40, Heidelberg-Altstadt

**Leni Preetorius**, geb. 26.9.1889 in Antwerpen, Lehrerin am Hölderlin-Gymnasium, Berufsverbot 1933, überlebt in Heidelberg, gest. 5.10.1965

Leni (Helene) Preetorius wurde am 26. September 1889 in Antwerpen geboren. Ihre Eltern waren der praktische Arzt August Preetorius und seine Frau Sofie, geborene Goldschmidt. Beide stammten aus großbürgerlichen Familien in Mainz. Sowohl der nichtjüdische Großvater Wilhelm Preetorius, Kommerzienrat und Mitglied der Stadtverordnetenversammlung in Mainz, wie auch der jüdischstämmige Großvater Max Goldschmidt, geb. 1834, waren angesehene Kaufleute lutherischen Glaubens. Auch die Familie der Großmutter mütterlicherseits, einer geb. Hershheim aus Alzey, war vom israelitischen zum protestantischen Glauben übergetreten.<sup>1</sup> Man hatte zahlreiche Handelsbeziehungen ins Ausland, lebte zeitweise auch dort. Man hielt auf klassische Bildung, Musik und Literatur, das Zentralgestirn Goethe.

Die Einbindung in die evangelische Kirche bedeutete, wie sich zeigen wird, für Leni und ihre ein Jahr ältere Schwester einen festen Halt in ihrem bedrohten Leben. Auch der Familienzusammenhalt war fraglos: Leni kümmerte sich um den verwitweten Vater und lebte, selbst unverheiratet, bis zuletzt mit ihrer verwitweten Schwester zusammen.

Wie kam es, dass der deutsche Arzt August Preetorius zunächst in Belgien praktizierte? Antwerpen, internationale Handelsstadt, hatte bis zum 1. Weltkrieg eine große deutsche Klientel, über 8000 Deutsche lebten dort, es gab ausgezeichnete deutsche Schulen. Ärzte wurden gebraucht. Leni besuchte zunächst eine deutsche Privatschule, erhält, wie sie in einem Lebenslauf angibt<sup>2</sup>, eine gründliche Ausbildung in Sprachen (Französisch, Englisch, Vlämisch, Italienisch), in Musik und „Handfertigkeit“, Mathematik und Naturwissenschaften sind weniger ihre Sache. Latein wird sie fürs Studium später in Privatunterricht nachholen.

Während des 1. Weltkriegs muss die Familie Belgien verlassen, kehrt nach Hessen zurück. In dieser Zeit arbeitet Leni als Rote-Kreuz-Schwester in Frankfurt, bis die Rückkehr nach Antwerpen wieder möglich war. 1918 macht sie dort die Reifeprüfung (Gesamtnote „sehr gut“) und immatrikuliert sich in Heidelberg. Hier gründet sie 1920 mit dem inzwischen verwitweten Vater und der Schwester, deren Mann im Krieg gefallen war, einen gemeinsamen Haushalt in der Kleinschmidtstraße 40, wo der Vater weiterhin als praktischer Arzt tätig ist. Später ist die gemeinsame Adresse Zähringerstraße 23.

Lenis Ziel ist, Lehrerin für die Fächer Deutsch, Englisch und Geschichte zu werden. Die noch vorhandenen Studienunterlagen bezeugen ihre weit gestreuten Interessen, ihren enormen Fleiß und ihre Begeisterung. Als ihre Leh-

---

1 <https://waltergoldschmidt.wordpress.com/2009/08/the-goldschmidt-side>. Er zitiert einen seiner Onkel: „My parents had joined the Protestant church and my father (Max) was one of the foundation members of the first Lutheran congregation in Mainz, a catholic town.“

2 Personalakten Leni Preetorius: GLA 235-1, 3364-3366, Entschädigungsakte GLA 480, 2793.

rer unterzeichnen Hoops, Gundolf, Oncken, von Waldberg, Hampe, Jaspers, deren Beurteilungen jeweils „gut“ bis „sehr gut“. Nur einer bemängelt an der Staatsarbeit, dass es sich „mehr um einen Panegyrikus als um eine Untersuchung“ handle. Das charakterisiert sie wohl auch. Nach dem Staatsexamen tritt sie am 8. Mai 1924 ihren Dienst als Lehramtspraktikantin an der Mädchenschule und Mädchenrealschule in der Plöck an, leistet am 12. Mai ihren Beamteneid. Damit ist eine Festanstellung mit regelmäßigem Gehalt noch lange nicht verbunden. Die Schule stellt daher am 2. Juni 1924 einen Antrag für Gewährung eines Unterhaltszuschusses für Helene Preetorius, die „für die Ausübung des Lehramts hervorragend geeignet“ sei. Ab 1925 folgen mehrere Vertretungsaufträge: in Bruchsal, in Wiesloch, an die Liselotte-Schule in Mannheim. Überall lobende Dienstzeugnisse.

Nun aber ersucht sie um Verwendung im Heidelberger Schuldienst: „Ich bin auf Erwerb angewiesen und meinem 70-jährigen Vater zur Führung seines Haushalts auf Dauer unentbehrlich.“ Vom Ministerium kommt die Auskunft, eine Übernahme in den badischen Schuldienst sei nicht möglich, man sei jedoch geneigt, sie als außerplanmäßige Lehramtsassessorin gegen eine Vergütung zu verwenden. 1926 ist sie mit vollem Deputat wieder der Mädchenrealschule in Heidelberg zugewiesen.

1930, beinah gleichlautend 1931, attestiert ihr Direktor Dr. Jacki von der Mädchenrealschule: „Fräulein Preetorius ist eine sehr frische Lehrerin, gibt einen sehr lebendigen Unterricht. Ihr Diensteifer ist sehr gut.“ Man kann es sich vorstellen, wenn man sie auf dem Foto betrachtet, wo sie 1929 inmitten ihrer Schülerinnen vor dem Bunsendenkmal (damals) in der heutigen Friedrch-Ebert-Anlage zu sehen ist. Sie ist, nun vierzigjährig, kaum von ihnen zu unterscheiden. Neben ihrem vollen Deputat gibt sie seit 1928 noch drei Stunden Sprachunterricht für Ausländer an der Universität, bekommt dafür 20 - ab 1932 nur noch 15 Mark. Sie braucht das Geld. Sie macht zusätzliche Lehrgänge, z. B. für Turn- und Spielunterricht, sie ist motiviert und geht Anstrengungen nicht aus dem Weg.



Helene Preetorius inmitten ihrer Schülerinnen, 1929 (Aus: Festschrift, 125 Jahre Hölderlin-Gymnasium Heidelberg, 2002, S. 24)

Der genauere Einblick in diese berufliche Laufbahn ist hilfreich, wenn man begreifen will, was es für sie bedeutet, dass 1933 die neue Regierung und ein neues Gesetz dekretieren, dass sie als Tochter einer „nicht-arischen“ Mutter „Halbjüdin“ und folglich untauglich sei, deutsche Schüler zu unterrichten. Vater Preetorius ist 1930 verstorben, Schwester Jula bezieht eine minimale Witwenrente. Ohne Lenis Beruf können sie nicht leben. Am 3. Juli 1933 erhält Fräulein Leni Preetorius vom Ministerium die Mitteilung, dass sie „ihrer dermaligen Verwendung enthoben und aus dem staatlichen Dienst entlassen“ ist. „Vom Tag der Eröffnung an gelten Sie als beurlaubt“.

Nun geschieht etwas für den historischen Moment Ungewöhnliches und man würde sich wünschen, Vergleichbares wäre an der Heidelberger Universität geschehen, als hochverdiente Universitätslehrer 1933 dort von einem Tag auf den anderen entlassen wurden, ohne dass es in ihrem Umfeld eine Reaktion gegeben hätte. Vom Landheim Burg Rotenberg (bei Wiesloch) aus ergeht am 21. Juli eine Eingabe an den Herrn Kultusminister. Die Leiterinnen der Mädchen- und Frauengruppe des Volksbundes für das Deutschtum im Ausland (VDA) bitten darum, die Entlassung ihrer Lehrerin Preetorius rückgängig machen zu wollen. Die Federführende und damalige Besitzerin der Burg Rotenberg, Hertha von Reichenau, schreibt ganz im Sinne des neuen Stils (und hofft damit wohl auf Wirkung):

„Fräulein Preetorius hat uns in unserer völkischen Arbeit seit Jahren tatkräftig unterstützt (...) Im Weltkrieg hat sie gepflegt und wurde mit ihren Eltern um ihres Deutschtums willen aus Belgien ausgewiesen. Ihr allein ist es zu danken, dass die Mädels, die mit der Schule fertig waren, jedes Ostern in unsere Jungmädchengruppe eingereiht werden konnten.“ Die Damen grüßen „mit deutschem Gruß Heil Hitler!“

Dem Schreiben beigelegt ist folgender Brief vom 25. Juli, an den Minister, unterzeichnet von den 89 „Schülerinnen (des Mädchengymnasiums), die Fräulein Preetorius letztes Jahr unterrichtete“:

„Am 7. Juli wurde unsere Lehrerin Fr. Preetorius abgebaut. Wir haben erfahren, dass der V.D.A. sich an Sie gewandt hat, und wir möchten uns als Jugendgruppe anschließen. (...) Fräulein Preetorius war uns die beste und liebste Lehrerin und wir verlieren so sehr viel an ihr. Ihr selbst war Lehren das Höchste. Wie sonst niemand verstand sie es, uns in Deutsch- und Geschichtsunterricht für unsere Sprache, für unsere Dichter (...) zu begeistern. Sie brachte uns die großen Menschen und Taten unseres Volkes nahe. Wenn sie nicht gewesen wäre, hätte die Oberprima dieses Jahr nicht nach Weimar fahren können. Unermüdlich hat sie gearbeitet, überall war sie dabei, alles hat sie geprobt, uns alle hat sie begeistert. Da kam durch unsere Aufführung so viel Geld zusammen, dass es jeder von uns möglich war, mitzufahren. (...)“

Es ist uns unfasslich, dass wir die letzte Klasse sein sollen, die so unendlich viel von ihr gehabt hat. Wir glauben nun sicher, dass Sie uns verstehen und haben uns an Sie gewandt, weil wir hoffen, dass Sie uns helfen können, unsere geliebte Lehrerin zu behalten. Wir wissen, dass Fräulein Preetorius mit unserem Schritt nicht einverstanden wäre, aber wir schulden ihr so viel, dass wir gar nicht anders können. Ihre Entlassung ist für uns und die ganze Schule ein solcher Ver-



Die Antwort des Ministers („Betr. Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“) an „Fräulein Hertha von Reichenau, Burg Rotenberg, Wiesloch-Land“ lautet:

„Die Bestimmungen des Gesetzes (...) sind zwingend. Ich bin zu meinem Bedauern daher nicht in der Lage, auf den von Ihnen zugunsten der Lehramtsassessorin Preetorius unternommenen Schritt etwas Weiteres zu veranlassen.“

Darunter ein Kürzel und handschriftlicher Zusatz: „Ich ersuche auch, die Schülerinnen ... zu verständigen.“

Die Lektüre alter Akten kann einem immer noch die Ruhe rauben.

Wie bewältigt die Betroffene die nächsten Jahre? Ab 1934 wohnt sie mit ihrer Schwester in Heidelberg, Bachstraße 22. „Ich durfte in den NS-Jahren meine Sprachlehrerinnentätigkeit fast ungehindert ausüben“, schreibt sie 1948 in ihrem Antrag auf Wiedergutmachung. Das war im Fall einer „Halbjüdin“ schon eine Besonderheit. Deutsch- und Geschichtsunterricht zu geben, war ihr allerdings verboten. 1942 ist sie im Heidelberger Adressbuch als „Privatlehrerin“ eingetragen. Im genannten Antragsformular trägt sie in der Rubrik mit den aufgereihten Szenarien der „Verfolgung“ auch ein: „6 Tage Gefängnis in Frankfurt am Main“. Wann war das? Wieso? Unter welchen Umständen? Wir wissen es nicht. Aber man erfährt über einen Blog des amerikanischen Professors der Universität Berkeley, Walter Rochs Goldschmidt (gest. 2010)<sup>3</sup>, dass er 1954 die beiden letzten noch Lebenden seiner Familie in Deutschland aufsuchte, zwei Cousinen „whose nobility was inspiring“. Sie hätten während der NS-Zeit im Verborgenen gelebt, bis sie von der Polizei aufgegriffen wurden. Der Beamte habe beim Namen Preetorius erkennen müssen, dass er die Töchter des Arztes vor sich hatte, der ihm als Kind das Leben gerettet habe. Er habe sie gehen lassen mit der Verwarnung, ein zweites Mal werde er das nicht mehr tun können.

Möglicherweise war das ein Vorkommnis aus der Zeit nach dem März 1943. Damals wurde die langjährige Freundin der beiden, Liese Hachenburg, trotz aller Bemühungen von vielen Seiten, über Frankfurt nach Auschwitz deportiert. Sie war die Tochter des angesehenen Mannheimer Rechtsanwalts und Hochschullehrers Prof. Max Hachenburg. Von jeher kränklich, war sie mit Hilfe des evangelischen Stadtpfarrers Maas und der Ärztin Marie Clauss zweimal in letzter Minute der Deportation entgangen. Hermann Maas hatte die junge Frau 1935 auf ihren dringlichen Wunsch getauft, Marie Clauss war ihre Taufpatin. Sie war umgeben von einem Freundeskreis gläubiger Protestanten. Nun aber war das Verhängnis nicht mehr aufzuhalten; sie selbst sah es als Opfergang, dem sie sich als Christin nicht entziehen wollte. Auf ihre letzte Reise nimmt sie die Bibel mit und eine Wiedergabe von Hans Thomas Bild des sinkenden Petrus in der Heidelberger Peterskirche. In diesen Abschiedstagen waren alle ständig um die Kranke versammelt. Davon berichtet Marie Clauss<sup>4</sup>

---

3 Vgl. Anm. 1.

4 Marie Clauss: Liese Hachenburg, in: Maas, Radbruch, Schneider (Hg.) Den Unvergessenen, Heidelberg 1952, S. 90–97.



Leni Preetorius inszeniert den Sommernachts-  
traum (Aus: Almut Agnes Meyer, 2015, S. 22)

und nennt ausdrücklich die Namen von Leni Preetorius und Jula Rumberg, Hertha Peters, sich selbst und ihre Freundin Margarete Lüttge sowie Marianne Weber und Marie Baum, und berichtet, wie sich alle bei Abendmahlsfeiern mit Pfarrer Maas in Lieses Zimmer versammelten.

Mit diesem Freundeskreis befinden sich Leni Preetorius und ihre Schwester in dem einen festen Kreis der Helfer um die verfolgten Juden Heidelbergs. Sie haben die verschiedenen aufeinanderfolgenden Deportationen aus nächster Nähe erlebt und müssen für sich selbst gebangt haben. Das unabänderliche Schicksal Liese Hachenburgs hat sie zweifellos am nächsten getroffen, danach 1944 die Hinrichtung Elisabeths von Thadden, Gründerin des Evangelischen Landerziehungsheimes Schloss Wieblingen. Aus dieser Schule, an der auch Pfarrer Maas unterrichtete,

wurden Leni ihre Privatschüler geschickt. Hier wurden auch 1941, nach Absetzung der Leiterin und Verstaatlichung der Schule, insgeheim unter der Leitung von Prof. Leibrecht immer noch jüdischstämmige Mädchen unbehelligt gelassen.<sup>5</sup> Leni Preetorius verbanden auch über Marie Baum freundschaftliche Kontakte mit dieser Schule.

Die beiden Schwestern haben hilfreiche Freunde gehabt. Aber möglicherweise haben auch sie angesichts der Deportationen, und als Pfarrer Maas selbst 1943 seines Amtes enthoben und im Jahr darauf zur Zwangsarbeit ins Elsass gezwungen wurde, noch einen geheimen Unterschlupf gesucht (worauf das zitierte Polizeiverhör deutet). Sie haben überlebt.

Am 29. Dezember 1945 schreibt Leni Preetorius an den Präsidenten der Landesverwaltung Baden:

(...) „Ich bitte, nun wieder in den staatlichen Dienst übernommen zu werden. Bei meiner Entlassung war ich noch nicht etatmäßig angestellt. Gehalt oder Pension habe ich nicht bezogen. Darf ich nun beantragen, zur Studienrätin ernannt zu werden?

Persönliche Verpflichtung bindet mich an Frl. von Thadden, eine Dankschuld bindet mich an die Kirche in der Person des Stadtpfarrers Maas, viele weitere Be-

---

<sup>5</sup> Hierzu Almut Agnes Meyer: Kontinuität und Neuanfang. Das erste Jahrzehnt der Elisabeth-von-Thadden-Schule nach der Eröffnung 1946, 2015.

ziehungen an die Wieblinger Schule. Ich bitte, mich zum Wiederaufbau der Thadden-Schule dorthin zu beurlauben.“

Die amtliche Notiz unter dem Schreiben: „Bitte prüfen, ob Ernennung u. gleichzeitig Beurlaubung möglich“ verweist auf ein Dilemma. Erst ab 9. Juli 1951 wird sie, beim Wechsel zum Mädchenrealgymnasium in der Plöck, zur Studienrätin ernannt werden.

Bis dahin unterrichtet sie ab Januar 1946 an der wiedereröffneten Wieblinger Schule, und sie tut es mit der ihr eigenen Begeisterung und großem Erfolg. „Geradezu charismatisch“ wirkt sie dort gleich zu Beginn auch als Regisseurin, Textbearbeiterin und Bühnenbildnerin bei Schultheateraufführungen, wie sie es schon in ihrer früheren Schule tat. Im Sommer 1951 wird sie sich mit einem legendären „Sommernachtstraum“ auf der natürlichen Bühne des Schlossparks als Lehrerin von dort verabschieden.<sup>6</sup>

Inzwischen läuft das Wiedergutmachungsverfahren, eine wie so oft elende Prozedur. Am 30. März 1948 erklärt Preetorius über ihre wirtschaftliche Situation:

„Von meinem Gehalt (an der Thadden-Schule: 590 DM brutto, 433 DM netto) kann ich keinen Haushalt bestreiten. Sonstige Einnahmen habe ich nicht. Mein Haus in Darmstadt<sup>7</sup> ist total zerstört.“

Ihre Schwester Julia bezieht 1950 monatlich 28,50 DM Kriegerwitwenrente, und beide haben in ihre Wohnung, nun Rottmannstraße 15, ihre aus der Emigration zurückgekehrte Cousine Sophie Goldschmidt aufgenommen, die 63 Jahre alt und krank ist.

Preetorius' Anwalt Peter Ditton plädiert auf 20 % der ihr von 1933 bis 1945 entgangenen Gehaltsbezüge: 10.630 DM. Dreieinhalb Jahre später, am 6. Dezember 1951 drängt er, „dass es jetzt endlich an der Zeit wäre, dass dieser Fall alsbald seine Erledigung finden würde.“ Der Feststellungsbescheid am 18. Dezember 1951 lautet dann über 5.814,11 DM.<sup>8</sup>

Drei Jahre lang wird Leni Preetorius noch am Mädchenrealgymnasium, ab 1953 „Hölderlin-Gymnasium“, unterrichten. Auf dem Gesamtfoto des Lehrerkollegiums zum 75-Jahr-Jubiläum 1952 ist sie freundlich lächelnd in der ersten Reihe zu sehen. Mit Ablauf des Schuljahrs 1953/54 setzt sie sich zur Ruhe. Am 5. Oktober 1965 ist sie gestorben.

Auf dem Mainzer Hauptfriedhof sind in einem großen dreiteiligen Grabmonument mit zentraler Ädikula aus dem 19. Jahrhundert alle Namen der Mainzer Familie Preetorius versammelt, zuletzt die von Leni und ihrer Schwester Julia Rumberg.<sup>9</sup>

---

6 Wie Anmerkung 5.

7 Es war im Zentrum Darmstadts gelegen, Riedeselstraße 10, vermutlich aus mütterlichem Erbe, als 2. Wohnsitz vermerkt. Auskunft vom Stadtarchiv Heidelberg.

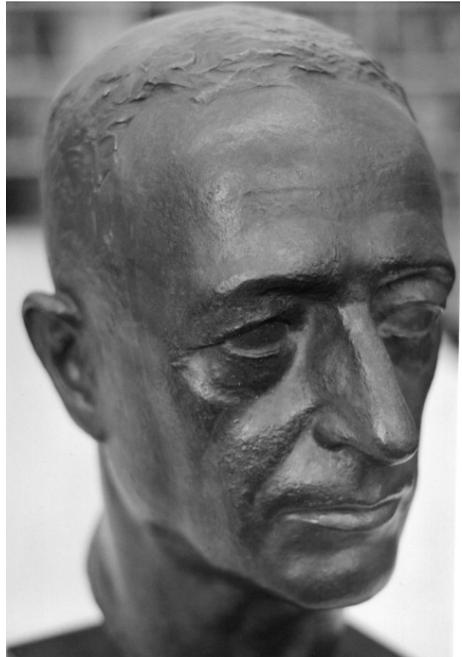
8 Akte GLA 480, 2793.

9 [www.angrada.com](http://www.angrada.com) unter „Preetorius“.

## Plöck 40, Heidelberg-Altstadt

**Eugen Ehrmann**, geb. 26.7.1867 in Heidelberg, gest. am 12.4.1946 in Heidelberg

Das Leben Eugen Ehrmanns<sup>1</sup> ist in vielem beispielhaft für das Leben eines deutschen Juden im 19. und 20. Jahrhundert: Jahrzehntlang war Eugen Ehrmann ein angesehener Lehrer, ein „Professor“ an der Mädchenschule in der Plöck, ein deutscher, national denkender Bildungsbürger jüdischer Herkunft, integriert in die städtische Gesellschaft durch Taufe, Beruf und Heirat – aber in seinen letzten Lebensjahren wurde all das in Frage gestellt durch das nationalsozialistische Regime; seit 1933 gehörte er zu denen, die das Regime ausgrenzte, diskriminierte und verfolgte. Seine „arische“ Ehefrau, der Rückhalt in deren Familie und sein Alter retteten ihn vor dem Äußersten: er wurde nicht deportiert, auch nicht bei der letzten Deportation im Februar 1945, die vor allem „Mischehenpartner“ traf, er erlebte „nur“ die täglichen Demütigungen und Schikanen, denen Juden zwischen 1933 und 1945 ausgesetzt waren, und starb ein Jahr nach Kriegsende.



Professor Eugen Ehrmann, Bronze von Otto Schließler (1885–1964), befindet sich im Hölderlin-Gymnasium (Foto: privat)

Eugen Ehrmann wurde am 26. Juli 1867 in Heidelberg geboren. Sein Vater führte (mit seinem Bruder Heinrich) ein Herrengarderobegeschäft in der Hauptstraße 138. Die Familie selbst wohnte in der Theaterstraße 14. Eugen hatte vier Geschwister, von denen zwei im Jahr 1924 starben (Friedrich geb. 1870 und Marie geb. 1872). Seine Schwestern Sybille (genannt Lilli, geb. 1868) und Karoline (geb. 1872) wurden Opfer des Holocaust. Lilli nahm sich mit ihrem Mann in Pforzheim das Leben, als sie am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert werden sollte, und Karoline starb 1944 in Theresienstadt (vgl.

---

1 Hierzu: Ungedruckt die Personalakte und die Entschädigungsakte. GLA 235 1967/41 908 und GLA 480/2857; Literatur: Gerhard Schuster: „Das Land hat keine Kinder und kein Licht“. Die Mälerin Karoline Borchardt, geb. Ehrmann (1873–1944). Mitteilungen des Rudolf Borchardt Archivs, Heft 8/2006; Mündliche und schriftliche Mitteilungen Dr. Eckart Krall und Dr. Ursula Rjosk-Krall.

ihre Biographie in dieser Broschüre). Die Eltern Salomon und Eva Ehrmann starben relativ jung (59 und 48 Jahre alt) 1887 und 1888 und sind auf dem jüdischen Teil des Bergfriedhofs begraben.

Eugen Ehrmann besuchte das Heidelberger Gymnasium (das heutige Kurfürst-Friedrich-Gymnasium), wo er 1885 das Abitur machte. (Über Ausbildung und Berufsleben Ehrmanns sind wir gut unterrichtet, weil der „Dienerbogen“ - so wurde die Personalakte im Großherzogtum Baden genannt - viele Angaben dazu enthält.) Das Abiturzeugnis enthält das Gesamtprädikat „sehr gut“, lediglich in Turnen heißt es „ungenügend“. Sein Studium begann Ehrmann in Heidelberg, wechselte nach Berlin und München und beendete es wieder in seiner Heimatstadt. Er war schließlich Dr. jur. und Dr. phil. und besaß nach dem Staatsexamen die Lehrbefähigung für Deutsch und Geschichte, Latein, Geographie und Philosophie. Nach einem Aufenthalt in England und Frankreich und einer Ergänzungsprüfung kamen noch Englisch und Französisch hinzu. Der Schwerpunkt der Vorlesungen, die er besuchte, lag auf historischen Themen; zu seinen Lehrern gehörte auch Treitschke, das Thema seiner germanistischen Dissertation lautete: die Bardische Lyrik im 18. Jahrhundert.



Eugen Ehrmann (links) als Student, in den 1880er Jahren ( Foto: privat)

Im Jahr 1892 leistete Eugen Ehrmann den Eid auf den badischen Großherzog und die badische Verfassung und damit beginnt sein Beamtenleben als Lehrer. Er unterrichtete in Mannheim und Karlsruhe, seit 1894 auch mit Gehalt, 1898 wird er Professor mit 2000 Mark Gehalt und 650 Mark Wohnungsgeld jährlich (beides wurde individuell ausgehandelt). Seit 1902 lehrte Professor Ehrmann an der Höheren Mädchenschule mit Lehrerinnenseminar in Heidelberg. Seine Lehrtätigkeit wird unterbrochen durch Kuraufenthalte, auch im Ausland, z.B. in Italien, außerdem erbittet er einen mehrmonatigen Urlaub „zum Zweck einer gründlichen Weiterbildung“, er will „die neuere deutsche Literatur nach Goethe in Quellen, Schriften und wissenschaftlicher Behandlung“ studieren. Fortbildung unterliegt offensichtlich ebenso wie das Gehalt einer individuellen Regelung. In den Beurteilungen durch den Direktor der Schule heißt es u.a.: „Professor Ehrmann entfaltet bei seinem vielseitigen Wissen und seiner feinsinnigen Art eine äußerst ersprißliche Tätigkeit“ und „Professor Ehrmann ist außergewöhnlich geistvoll und anregend als Lehrer des Deutschen und der Geschichte.“ 1918 lehnte der damalige Direktor der Mädchenschule den Wunsch Ehrmanns, an das Heidelberger Gymnasium versetzt zu

werden ab, weil er ihn an seiner Schule behalten wollte; andererseits lehnte Ehrmann die ihm angebotene Direktorenstelle in Lahr ab, weil ihm Heidelberg, die Stadt mit der Universität und ihrer Bibliothek sehr wichtig waren. In den 20er Jahren unterrichtete er auch regelmäßig in den Ferienkursen der Universität. 1911 allerdings hatte sich Ehrmann vergeblich um die Direktorenstelle an der Höheren Mädchenschule beworben. Der Gründungsdirektor Thorbecke hatte in diesem Jahr seine Tätigkeit nach 34 Jahren aufgegeben.

Eugen Ehrmann war wohl auch ein beliebter Lehrer bei seinen Schülerinnen. Noch in der Festschrift zum 75-jährigen Jubiläum der Schule 1952 würdigt Toni Lenel ihn und seinen Unterricht in ganz besonderer Weise. (Toni Lenel war Jüdin, musste 1938 auswandern und schrieb ihren Beitrag zur Jubiläumsschrift in Chicago.) In eben dieser Jubiläumsschrift wird er auch gewürdigt als derjenige, der 25 Jahre davor die Festschrift zum 50-jährigen Bestehen der Schule (1927) herausgegeben hat und überhaupt der „Hauptträger der ganzen Veranstaltung war“. (Ein Vergleich der Festschriften der Schule ergibt eine interessante Beobachtung: In Sprache und Inhalt steht die Jubiläumsschrift von 1952 der Ehrmannschen Festschrift von 1927 näher als der entsprechenden Schrift von 1977 zum 100-jährigen Jubiläum.) Zum 100. Geburtstag Ehrmanns haben ältere Damen, die seine Schülerinnen gewesen waren, sein Grab auf dem Bergfriedhof mit Blumen geschmückt, so wird berichtet.

1892 wird Eugen Ehrmann im „Dienerbogen“ als evangelisch bezeichnet. 1891 war er wohl getauft worden, also nach dem Tod seiner Eltern und zu Beginn seiner Beamtenlaufbahn. Beides wird dabei eine Rolle gespielt haben. Und offenbar hat er diesen Schritt auch ernst genommen, denn in einem kurzen Artikel in der „Volkszeitung“ wird – aus Anlass seiner Pensionierung – neben etlichen anderen Tätigkeiten auf seine Mitarbeit in der evangelischen Gemeindegemeinschaft hingewiesen.

1909 heiratete Eugen Ehrmann Luise Krall (1881–1967). Sie war die Tochter eines Heidelberger Bürgers, der ursprünglich der Besitzer des Darmstädter Hofes gewesen war, und Ehrmann war durch diese Heirat Mitglied einer angesehenen Heidelberger Familie geworden. Wichtig wurde seine Ehe für ihn nach 1933. In der Sprache der Nationalsozialisten war diese Verbindung eine nicht-privilegierte Mischehe; d.h. eine „arische“ Frau, aber eine kinderlose Ehe. Seine Situation ist vergleichbar mit der Victor Klemperers, der in seinen Tagebüchern sehr genau beschrieben hat, welchen Repressalien er und mit ihm seine Frau ausgesetzt waren. Eugen Ehrmann erging es ähnlich Er musste den Judenstern tragen, in seinem Pass stand das J und der zusätzliche Name Israel, es galten für ihn die vielen Verbote, wie sie sich der Staat und die Stadt für Juden ausgedacht hatten (keine Konzertbesuche, keine Benutzung der öffentlichen Verkehrsmittel oder öffentlicher Bibliotheken), aber dennoch hatte er durch seine „arische“ Frau einen gewissen Schutz: so musste er nie in einem „Judenhaus“ leben und vor allem: er wurde nicht deportiert. Bei den Nachkommen der Familie seiner Frau ist auch gerücheweise die Rede von einer

früheren Schülerin, die ihren Einfluss genutzt habe, um ihn vor dem Schlimmsten zu bewahren.

Aus der Entschädigungsakte – das Verfahren um Wiedergutmachung begann 1948 und endete 1957 – ist zu sehen, welche Sach- und Geldleistungen von dem Ehepaar erbracht werden mussten. So mussten abgeliefert werden: ein Telefon, ein Fahrrad, silbernes Besteck, eine goldene Uhr, Münzen, ein Fernglas, ein silberner Becher usw. Auch mussten größere Summen an Geld abgeliefert werden („Judenvermögensabgabe“), mit seiner Lebensmittelkarte erhielt Ehrmann weder Fleisch, noch Eier noch Milch.

Wie ertrug Ehrmann diese Repressalien? Die Nichte seiner Frau, die diese Zeit als Kind erlebt hat, erzählt – und ein Foto bestätigt ihre Erzählung – dass „Onkel Eugen“ immer mit einer Aktentasche unter dem Arm und einem alten Kleppermantel über dem Arm herumgegangen sei. Auch habe an der Wohnungstüre immer ein Schal oder eine Schürze gehangen. Dass beides dem Verstecken des Judensterns diene, wusste sie damals nicht. Die Familien Krall und Werner, die Angehörigen seiner Frau, gaben Eugen Ehrmann aber auch Rückhalt: so war er selbstverständlich weiter Gast bei Familienfesten, seine Schwiegermutter soll auch gesagt haben: „Eugen, es ist mir eine Ehre, mit Dir auf der Hauptstraße zu gehen.“

Eugen Ehrmann war ein Kenner und Verehrer der deutschen Literatur und Geistesgeschichte, ein national denkender deutscher Bürger, der Bismarck verehrte und stolz war auf die Reichsgründung und Deutschlands Stärke. War er nun verbittert? Enttäuscht? Wir haben wenig direkte Äußerungen von ihm, aber zwei Reden (1932 und 1935) erlauben vorsichtige Aussagen über sein Gesellschaftsbild und seine politische Haltung.

In einer Rede zum 18. Januar 1932, also zum Tag der Reichsgründung, wird deutlich, welche glückliche Entwicklung er für das deutsche Volk in diesem Ereignis sah und welcher tiefer Fall der verlorene Krieg für ihn bedeutete. Er beendet die Rede aber nicht mit einer Formulierung, die seine Erschütterung ausdrückt (die gibt es auch), sondern mit einem längeren Zitat aus einem damals sehr bekannten Buch von Wilhelm Schäfer (Die dreizehn Bücher der deutschen Seele), das Hoffnung ausdrückt.

Auch in einer Rede beim 50-jährigen Treffen seiner eigenen Abiturklasse im Jahr 1935 findet er einen positiven Schluss, nachdem er in einem eher melancholischen Ton das Schicksal der einzelnen Klassenkameraden beschrieben



Eugen Ehrmann mit der Aktentasche und dem Kleppermantel, 1942 (Foto: privat)

hat. Er endet mit einem Wunsch für das Wohlergehen Deutschlands und des deutschen Volkes. „Geduld, – heldenhafte Geduld für die lange, kalte Nacht, in die wir nun fahren ...“, das scheint ihm notwendig. Dass er bei diesem Abituriententreffen 1935 die Rede hielt, zeigt wohl auch die Hochachtung, die ihm seine Klassenkameraden entgegenbrachten.

Ein Lesebuchtext, ursprünglich ebenfalls ein Redetext, zum Geburtstag des badischen Großherzogs (1908), zeigt die schriftstellerischen Fähigkeiten Ehrmanns. Er versucht den Schülerinnen den Gedanken zu vermitteln, dass Reisen, wenn es sinnvoll sein soll, eine bestimmte Art des Sehens voraussetzt, die auch gelernt und geübt werden muss. An einem Gang durch Heidelberg führt er dies vor, und zwar so lebendig und anschaulich, dass es auch für den heutigen Leser reizvoll ist, ihm zu folgen. An der liebevollen Art der Beschreibung wird außerdem deutlich, was ihm seine Heimatstadt bedeutet.

Im Jahr 1932 wurde Eugen Ehrmann im Zusammenhang mit den Brüningschen Notverordnungen in den Ruhestand versetzt (Art. 53 § 3 der Haushaltsnotverordnung vom 9. Oktober 1931). Damit ist er sicher vor einer Entlassung aus rassistischen Gründen, wie sie andere Kollegen ab April 1933 traf, bewahrt worden. In seiner Personalakte findet sich als eines der letzten Dokumente ein Blatt, das vermerkt, dass auf Veranlassung von Herrn Oberregierungsschulrat Dr. Fehrle der Glückwunsch zum 75. Geburtstag des Professors Dr. Eugen Ehrmann in Heidelberg unterbleibt, „da dieser von Geburt Israelit ist und 1891 nur zur evangelischen Confession übertrat.“ Eine schäbige, armselige Geste! Eugen Ehrmann überlebte das Kriegsende und unmittelbar danach betätigte er sich wieder als Vermittler der deutschen Literatur: er las, da die Schulen monatelang geschlossen waren, mit einer Jugendlichen aus der Familie seiner Frau die deutschen Klassiker.

Seit Oktober 1945 war Eugen Ehrmann im Sanatorium auf dem Speyerserhof, wo er sich erholen und wieder zu Kräften kommen sollte. Aber am 12. April 1946 ist er gestorben und wurde im Familiengrab der Familie Krall auf dem Bergfriedhof beigesetzt.

Drei Jahrzehnte erfolgreiche Arbeit an der Schule in der Plöck: Der Stolperstein vor dem Eingang der Schule soll auch an diese Zeit erinnern und nicht nur an die Jahre der Ausgrenzung und der Demütigungen am Ende dieses Lebens.

## Plöck 40, Heidelberg-Altstadt

**Karoline Borchardt**, geb. Ehrmann, geb. 13.11.1873, am 15.7.1942 nach Theresienstadt deportiert, dort gest. am 4.1.1944

Karoline Ehrmann wird am 13. November 1873 in Heidelberg geboren. Ihre jüdischen Eltern sind Salomon und Eva Ehrmann, geb. Ahrweiler. Die Familie wohnt in der Theaterstraße 14 und führt in der Hauptstraße 138 ein „Herren-garderobe-Geschäft“ (das Eckhaus zur Augustinergasse, nahe am Universitätsplatz, früher Kunsthandel Winnikes, heute Fa. Demmer). Karoline ist das jüngste von fünf Kindern, zwei von ihnen, Marie (eine pflegebedürftige Epileptikerin) und Friedrich sterben 1924. Die drei anderen, Eugen, Lilly und Karoline werden wegen ihrer jüdischen Herkunft im Dritten Reich verfolgt.

Beide Eltern sterben relativ früh; die Mutter Eva 1887 mit 47 Jahren, der Vater Salomon ein Jahr später, nur 59 Jahre alt. Da ist Karoline gerade mal 14 bzw. 15 Jahre alt.

Karoline besucht die Höhere Mädchenschule in der Plöck (das heutige Hölderlin-Gymnasium), lässt sich danach in Karlsruhe und München zur Malerin ausbilden. Ein Schwerpunkt ihres künstlerischen Interesses ist der damals nach japanischem Vorbild wiederentdeckte Farbholzschnitt oder Farblinolschnitt. Thematisch sind es Landschaften und Porträts, darunter sind einige sehr ausdrucksstarke Selbstbildnisse in Öl. Wir wissen von Einsendungen ihrer Werke zu den Berliner Kunstausstellungen im „Künstlerhaus“ in der Bellevuestraße in den Jahren 1905–1907, ebenso zu einer Karlsruher Sezessions-Ausstellung in Straßburg 1906. In ihrer Münchner Zeit hat sie Kontakt zu anderen Künstlern, darunter Kandinsky und Gabriele Münter. Aber insgesamt muss ihr über drei Jahrzehnte entstandenes Oeuvre als auffallend schmal bezeichnet werden. Das hat sicher auch damit zu tun, dass sie während ihrer späteren Ehe vor allem als Sekretärin/Kopistin für den Dichter-Ehemann tätig ist und bescheiden ihre eigenen künstlerischen Aktivitäten zurückgestellt hat. Als sie 1904 dem vier Jahre jüngeren jüdischen Schriftsteller Rudolf Borchardt in San Gimignano in der Toskana begegnet, ist sie 32 Jahre alt, gilt nach damaligen Maßstäben als „sitzengebliebenes Fräulein“. Und jetzt ist der Mann ihrer vagen Träume aufgetaucht. Seine Briefe an sie vor der Heirat sind „eine eher peinliche Mischung aus Herzenskälte und Sexomanie“ (Schuster). Während sie sich schon verlobt glaubt, bricht er über Monate den brieflichen Kontakt ab. Sie fühlt sich



Selbstporträt Karoline Borchardt, nach August 1918. (Aus: Gerhard Schuster: „Das Land hat keine Kinder und kein Licht.“ Die Malerin K. Borchardt, 2008)

schmählich verlassen, wendet sich an seine Familie in Berlin, die aber ahnungslos ist. Schließlich wird 1906 geheiratet, gegen den Willen ihrer Geschwister, die dem Bräutigam nicht traut. (Und sie sind nicht die einzigen). Sie heiraten in London, um die Tatsache zu verschleiern, dass Borchardt versäumt hat, seinen Militärdienst als Einjährig-Freiwilliger zu absolvieren, was streng bestraft werden konnte. Ein Bekannter (Julian Zeitler) schreibt entsetzt in einem Brief an seinen Bekannten Otto Deneke:

„Gretna Green hat sich nun auch in dieser Existenz verwicklicht. Ohne deutsche Zeugen, vor einem Reverend, in dieser eisigen Fremde! (...) Was für ein gewaltsamer Schritt! Sie liebt ihn, aber sie hat ein kleines Vermögen! Wie weh mir das tut, daß der

sonst so weltunkundige Mensch ganz genau weiß, wo das Geld im Kasten klingt. Das Mädchen, das so mit ihm ins englische Trauwasser sprang, bringt ihm ca: 50 000 M mit, genug, um die italische Villa, von der er träumt u. auf die er schon 200 Lire angezahlt haben soll, anzukaufen.“



Ehepaar Borchardt (Aus: Gerhard Schuster: „Das Land hat keine Kinder und kein Licht.“ Die Malerin Karoline Borchardt geb. Ehrmann, 2008)

Für den Briefschreiber (und für ihre Geschwister) ist Borchardt ein Mitgiftjäger. Karoline, die bisher eine monatliche Zuwendung von der Familie bekommen hat, lässt sich nun ihr gesamtes Erbe auszahlen. Das Ehepaar lebt bis zum Ersten Weltkrieg in Lucca in der Toskana. Der Ehemann, der seine jüdische Abstammung mehr oder weniger erfolgreich verdrängt, pflegt dort mit dem Geld seiner Frau einen gehobenen aristokratischen Lebensstil in verschiedenen angemieteten Herrenhäusern; seit 1912 besteht die Ehe nur noch auf dem Papier, Borchardt sucht seine erotischen Freuden bei anderen Frauen, denen gegenüber er sich dann aber auch schäbig verhält.

Die Ehe bleibt kinderlos. Karoline ist häufig krank, schließlich muss sie sich einer Operation mit langdauernder Rekonvaleszenz unterziehen. Das kommt ihm gerade recht, um den letzten Anschein von Zusammenleben aufzuheben. Zu einem Bekannten äußert er: „... ich habe es satt, ein unfruchtbares Feld zu pflügen. Ich will einen großen Kreis lieblicher Kinder um mich sehen.“ Im Oktober 1919 wird die Ehe auf Betreiben des Ehemanns geschieden. Er wird zu Unterhaltszahlungen verpflichtet, denen er nur unregelmäßig und schließlich überhaupt nicht mehr nachkommt, bedingt wohl auch durch die wirtschaftliche Depression nach 1929, die überall Vermögen auffrisst. Karoline wird sich später vorwerfen, dass sie die ihr von ihm zustehende Jahresrente nicht energisch genug eingefordert hat. Auch einen Anspruch auf einen ihr

versprochenen Anteil am Erbe der Schwiegermutter vermag sie auf Grund der wirtschaftlichen Verhältnisse nicht weiter zu verfolgen.

Borchardt weiß wohl, dass er das Leben seiner Frau zerstört hat, rettet sich aber in leere Beteuerungen und Phrasen:

„Ich Sorge umfassend für sie, hoffe sie zu meinen Freunden zu zählen, sie gelegentlich zu besuchen, ihr häufig zu schreiben. Dass damit kaum eine Brücke über den Abgrund ihres zerstörten Lebens geschlagen wird und ihr Los ein so unverdientes wie jammerwürdiges, ihre Gestalt als eine mir ewig vorwurfsvolle zurückbleibt, verberge ich mir nicht, aber ich muss vorwärts, und das Unrecht, das ich tue, in ein noch höheres Recht auflösen.“

Sein Freund Willy Weygand bezeugt immerhin, dass Borchardt nach der Verhandlung im Hotel ohnmächtig zusammengebrochen sei.

Alles Phrasen; erst 1929 erhält sie von Borchardt einen Teil ihres persönlichen Besitzes zurück, der 15 Jahre zuvor bei Kriegsausbruch in Lucca in der Toskana bei einer italienischen Spedition eingelagert worden ist, und das auch erst, als jemand anderes die fällige Auslösesumme bezahlt hat.

Bereits ein Jahr nach der Scheidung, im November 1920, heiratet Borchardt die 24 jährige Marie Luise (Marel) Voigt. Sie ist die Nichte des Dichters Rudolf Alexander Schröder, der mit den Borchardts befreundet ist. Er hat versucht, diese Ehe zu verhindern, da er den unzuverlässigen Charakter des Ehemanns kennt. Schröder wird eine große Hilfe für Karoline nach ihrer Scheidung.

In einem kurzen autobiographischen Abriss notiert Borchardt später: „Im Jahre 1921 gründete ich eine Familie.“ Das kommentiert ein Leser (Werner Kraft) 1943 wie folgt: „Seine erste Frau, die kinderlos war, hat offenbar nie gelebt. Das ist noch schlimmer als der Besuch bei Mussolini ...“

Der Wunsch nach Verdrängung wird hier überdeutlich, ebenso 1934 auf die Anfrage eines Verlegers in Bezug auf eine Briefedition Borchardts:

„Die Briefe an Lina Ehrmann habe ich ausnahmslos vernichtet, schauerliche Hölle von Wortmacherei mit schlechtem Gewissen, erpresst durch eine Hölle von Situation aus der meine Unreife keinen Ausweg sah, undeutbar für den der nicht alles wusste und weiss; - extirpiert mit Stumpf und Stiel.“

In den 20er und 30er Jahren lebt Karoline in München, in verschiedenen Pensionen, in materiell und emotional zunehmend armseligen Verhältnissen. Ab Januar 1933, mit der Machtübernahme Hitlers, verliert die bald 60-jährige als Jüdin ihren Arbeitsplatz bei dem Verlag Bremer Presse, wo sie vor allem als Korrektorin tätig war, bekommt nur noch kleinere Aufträge, vor allem von Willy Wiegand, der ihr aber öfters das eh schon magere Honorar schuldig bleibt. Aber noch Mitte der 30er Jahre, als die Judenhetze in Deutschland zunimmt, die Nürnberger Gesetze verabschiedet werden (1935) äußert sie sich gutgläubig und vielleicht etwas naiv über ihr Schicksal: „Ach Kind, warum sollte ich nach England emigrieren, ich tue ja keinem hier etwas – und wer sollte mir etwas tun?“ Sie glaubt sich als evangelisch getaufte Deutsche, zurückgezogen und bescheiden lebend, vor Gefährdung sicher. Aber 1939 bekommt Karoline

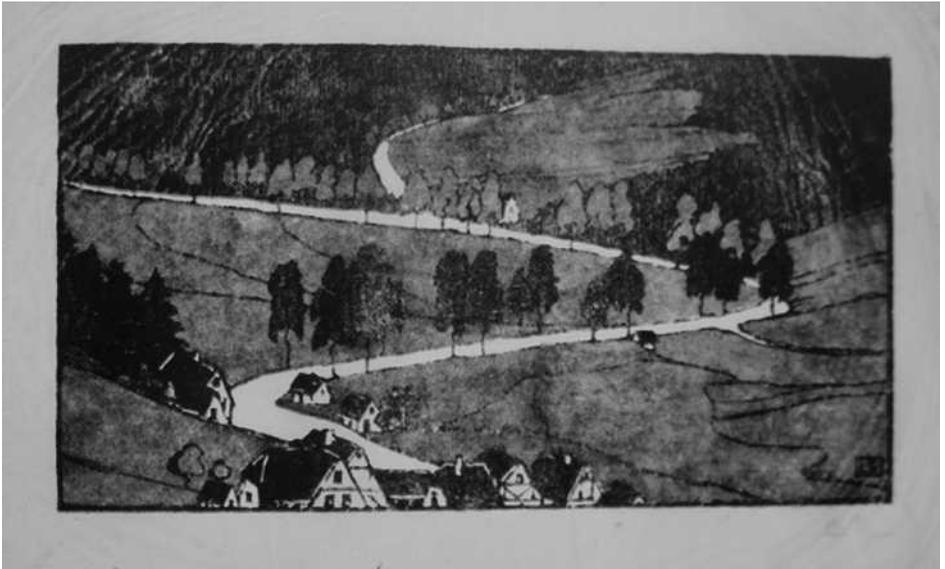
eine Kennkarte, eine Ausgabe speziell für Juden. Darin ist groß und deutlich sichtbar ein J eingedruckt, und als Frau hat sie jetzt auch zusätzlich zu ihren eigenen den jüdischen Vornamen Sara (bei Männern wurde der Name Israel eingetragen). Rudolf Alexander Schröder bemüht sich vergeblich, Karolines Schicksal zu erleichtern. Nach 1940 muss sie umziehen in eine Siedlung in München-Milbertshofen, deren Baracken als Judenhäuser geführt werden. Von dort wird sie am 15. Juli 1942 deportiert. Die Waggonen der Deportierten werden am Münchner Hauptbahnhof an den regulären Frühzug nach Prag angekoppelt; die Fahrt dauert etwa 24 Stunden. Ihre Karteikarte bei der Münchner Polizei trägt den beschönigenden Vermerk: „15.7.42 nach Theresienstadt abger(eist).“ Im November 1944 erhalten ihre Verwandten eine letzte Postkarte von dort. Wahrscheinlich ist sie schon in den ersten Januartagen 1944 unter noch ungeklärten Umständen gestorben. Das im Jahr 2000 erschienene „Totenbuch“ verzeichnet die Einäscherung für den 4. Januar 1944.



Kennkarte im Stadtarchiv München (Aus: G. Schuster: „Das Land hat keine Kinder und kein Licht.“ Die Malerin K. Borchardt, 2008)

Die Schwester Lilly heiratet 1892 den jüdischen Gynäkologen Dr. Rudolf Kuppenheim aus Pforzheim. Am 1. April 1933 erklärt er als damaliger Chefarzt der Geburtshilfeabteilung des „Siloah“ Krankenhauses in Pforzheim nach vielen antisemitischen Schikanen seinen Rücktritt und betreibt eine kleine Privatpraxis, bis ihm 1938 die Approbation als Arzt entzogen wird. Als am 22. Oktober 1940 das Ehepaar zusammen mit den anderen badischen und saarpfälzischen Juden nach Gurs in Südfrankreich deportiert werden soll, nehmen beide in der Nacht zuvor Gift. Ein Zeitzeuge berichtet: „Neben der Leiche fanden die SA-Männer auf einem Samtkissen das Eiserne Kreuz erster Klasse und die anderen hohen Kriegsauszeichnungen des in der Bevölkerung einst hoch geschätzten Arztes.“ Für Karoline ist es damals (1940) schon nicht mehr möglich, an der Urnenbeisetzung im Familiengrab auf dem Pforzheimer Jüdischen Friedhof teilzunehmen.

Und was passiert mit dem Ex-Ehemann? Nach 1933 kann Rudolf Borchardt als Jude in Deutschland nichts mehr publizieren. Mit seiner Frau Marie Luise und den drei Söhnen hat er die ersten Kriegsjahre in Italien überlebt, sie werden aber im August 1944 von der SS verhaftet und nach Innsbruck verbracht, wo sie wie durch ein Wunder freikommen. Die Tochter Corona ist wohl in Italien geblieben; sie hat den italienischen Gelehrten Roberto Abbondanza aus Perugia geheiratet. Als Rudolf Alexander Schröder die Familie am 13. September 1944 in Innsbruck besucht, wissen sie noch nichts von Karolines Ende. Familie Borchardt taucht in Tirol unter; Rudolf Borchardt stirbt am 10. Januar 1945 in Trins an Herzversagen und wird dort auch begraben.



Wiesenweg im Schwarzwald, 1905. Farbholzschnitt von Karoline Borchardt (Aus: G. Schuster: „Das Land hat keine Kinder und kein Licht.“ Die Malerin K. Borchardt, 2008)

## Ausgewählte Literatur

- Götz Aly:** Warum die Deutschen? Warum die Juden? 2. Aufl., Frankfurt 2011.
- Peter Blum** (Hg.): Geschichte der Juden in Heidelberg, Heidelberg 1996.
- Norbert Giovannini, Jo-Hannes Bauer, Hans-Martin Mumm:** Jüdisches Leben in Heidelberg. Studien zu einer unterbrochenen Geschichte, Heidelberg 1992.
- Norbert Giovannini, Frank Moraw** (Hgg.): Erinnerertes Leben. Autobiographische Texte zur jüdischen Geschichte Heidelbergs, Heidelberg 1998.
- Norbert Giovannini:** Die Ausweisung und Deportation der jüdischen Einwohner Heidelbergs 1937–1945, in: Heidelberg Jahrbuch zur Geschichte der Stadt Jg. 10, Heidelberg 2005/06, S. 105–141.
- Norbert Giovannini, Claudia Rink:** Ghetto ohne Ghetto. Hinweise zu den „Judenhäusern“ in Heidelberg 1938–1945, in: Heidelberg Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 2010, hg. vom Heidelberger Geschichtsverein, Jg. 14, S. 75ff.
- Norbert Giovannini, Claudia Rink, Frank Moraw:** Erinnern, Bewahren, Gedenken. Die jüdischen Einwohner Heidelbergs und ihre Angehörigen 1933–1945, Heidelberg 2011.
- 125 Jahre Hölderlin-Gymnasium Heidelberg,** Hg.: Hölderlin-Gymnasium, Heidelberg 2002.
- Marie Clauss:** Liese Hachenburg, in: Maas, Radbruch, Schneider (Hg.) Den Unvergessenen, Heidelberg 1952.
- Frank Moraw:** Heidelberg – Theresienstadt. Zur letzten Deportation aus Heidelberg im Februar 1945 in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt, Jg. 13, hg. vom Heidelberger Geschichtsverein, Heidelberg 2009, S. 100ff.
- Frank Moraw:** Neues zur „Entdeckung des Charisma“. Dora Jellinecks Seminararbeit weckt Max Webers Interesse an Stefan George in Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt, Jg. 14, hg. vom Heidelberger Geschichtsverein, 2010, S. 189–194.
- Alfred Gottwald, Diana Schulle:** Die „Judentransporte“ aus dem Deutschen Reich 1941–1945, Wiesbaden 2005, S. 26f.
- Ernst Klee:** Das Personenlexikon zum Dritten Reich, 2. Aufl., Frankfurt 2007.
- Kommission:** Geschichte der Landesministerien in Baden und Württemberg in der Zeit des Nationalsozialismus, Heidelberg 2015.
- Hugo Marx:** Werdegang eines jüdischen Staatsanwalts und Richters in Baden (1892–1933), Villingen 1965.
- Frank Moraw:** „Die Juden werden geholt.“ Die erste große Deportation aus dem deutschen Südwesten am 22. Oktober 1940. Täter, Opfer und Zuschauer in Heidelberg. In: Heidelberg Jahrbuch zur Geschichte der Stadt, Jg. 16, 2012, S. 157–167.
- Almut Agnes Meyer:** Kontinuität und Neuanfang. Das erste Jahrzehnt der Elisabeth-von-Thadden-Schule nach der Eröffnung 1946, 2015.
- Max Ludwig Oppenheimer:** Sozialer Zusammenhalt und kulturelles Ghetto. Die Lebenssituation Heidelberger Juden vom Beginn der nationalsozialistischen Machtübernahme bis zur Deportation, in: Norbert Giovannini, Jo-Hannes Bauer, Hans-Martin Mumm: Jüdisches Leben in Heidelberg. Studien zu einer unterbrochenen Geschichte, Heidelberg 1992.
- Claudia Rink:** Jüdisches Leben in Rohrbach, in: Heidelberg Jahrbuch zur Geschichte der Stadt, Jg. 8, Heidelberg 2003/04, S. 65–87.
- Jörg Schadt, Michael Caroli** (Hg.): Heidelberg unter dem Nationalsozialismus, Heidelberg 1985.
- Josef Walk:** Sonderrechte für Juden, Karlsruhe 1981.
- Max Weber:** Rede bei der Hochzeit von Frau Dr. Busch am 21.III.1911. Sonderheft 7 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Köln 1963, S. 13–18.
- Arno Weckbecker:** Die Judenverfolgung in Heidelberg 1933–1945, Heidelberg 1985.

**Patenschaften** für die am 6. Oktober 2017 verlegten Stolpersteine haben dankenswerterweise übernommen:

Friederike Achenbach  
Nicole Bargatzky  
Theresia Bargatzky  
Christine Böhm  
Hans Joachim Bremme  
Claudia Candolo  
Annegret Fabricius  
Fachschaft Geschichte und Studierendenrat der Uni Heidelberg  
Harro Grabolle  
Gurli Grüner  
Susanne Himmelheber  
Hölderlin-Gymnasium  
Helga Knaute  
Hildegard Lutz  
Renate Marzolff  
Ingrid Moraw  
Ulrike Nußbaum  
Dagmar Schmieder  
Henrike Schön  
Birgitt Weinknecht

Für die großzügige Spende zur Finanzierung der Broschüre danken wir Julie Ann und David Sapper (USA)

Wenn Sie eine Patenschaft übernehmen oder Vorschläge für weitere Stolpersteine machen möchten, wenden Sie sich bitte an uns; entweder über unsere Internetseite [www.stolpersteine-heidelberg.de](http://www.stolpersteine-heidelberg.de) oder per E-Mail an [stolpersteine-heidelberg@web.de](mailto:stolpersteine-heidelberg@web.de).

Stolpersteine werden durch Spenden finanziert. Allen SpenderInnen und UnterstützerInnen danken wir ganz herzlich!

Wenn Sie spenden möchten:

Spendenkonto: „Stolpersteine Heidelberg“  
Volksbank Kurpfalz H+G Bank  
**IBAN: DE63 6729 0100 0063 9191 01**  
**BIC GENODE61HD3**

## Gesamtverzeichnis aller bisher in Heidelberg 2010 – 2017 verlegten Stolpersteine

<i>NAME</i>	<i>VERLEGEORT</i>		<i>VERL.-DAT.</i>
ANATOLIJ BACHATSCHOW	Heinr.-Fuchs-Str. 96	69126 HD	15.03.2013
ALFRED BAER	Dantestr. 24	69115 HD	29.11.2011
DORIS ELLEN BAER	Dantestr. 24	69115 HD	29.11.2011
HANS DIETER BAER	Dantestr. 24	69115 HD	29.11.2011
KLARA BAER, GEB. DEUTSCH	Dantestr. 24	69115 HD	29.11.2011
DORIS BAUM	Plöck 40	69117 HD	06.10.2017
BERTHA BEER, GEB. HOCHSTÄDTER	Rathausstr. 64	69126 HD	28.06.2016
ERNST BERTHOLD BEER	Rathausstr. 64	69126 HD	28.06.2016
SIGMUND BEER	Rathausstr. 64	69126 HD	28.06.2016
ANNA MARIA BETTMANN	Dantestr. 14	69115 HD	20.11.2014
GERTRUD BETTMANN	Dantestr. 14	69115 HD	20.11.2014
HANS-WALTER BETTMANN	Dantestr. 14	69115 HD	20.11.2014
ROSA BETTMANN, GEB. FRIEDMANN	Dantestr. 14	69115 HD	20.11.2014
SIEGFRIED BETTMANN	Dantestr. 14	69115 HD	20.11.2014
MAJA BITSCH	Im Schaffner 6	69123 HD	15.11.2012
ALEKSEJ BJELOW	Heinr.-Fuchs-Str. 96	69126 HD	15.03.2013
BETTY BLUM, GEB. LIEBHOLD	Bergstr. 44	69120 HD	12.10.2010
ISIDOR BLUMBERG	Handsh. Ldstr. 47A	69120 HD	06.02.2015
SARA BLUMBERG, GEB. EISENBURG	Handsh. Ldstr. 47A	69120 HD	06.02.2015
LENI BLUMENTHAL, GEB. BLUM	Bergstr. 44	69120 HD	12.10.2010
ADELE BOCK	Zähringerstr. 15	69115 HD	28.11.2011
ALBERT BODEM	Häuselgasse 28	69123 HD	06.10.2017
CHARLOTTE BODEM, VERH. HARREL	Häuselgasse 28	69123 HD	06.10.2017
KARL BODEM	Häuselgasse 28	69123 HD	06.10.2017
LUDWIG BODEM	Häuselgasse 28	69123 HD	06.10.2017
MARIA „MAJAM“	Häuselgasse 28	69123 HD	06.10.2017
CHAIMOWA BODEM, GEB. ZWORNICK			
HERMANN BÖNING	Kaiserstr. 42	69115 HD	29.11.2011
GUSTAV BOPP	Zähringerstr. 25	69115 HD	28.11.2011
KAROLINE BORCHARDT, GEB. EHRMANN	Plöck 40	69117 HD	06.10.2017
RICHARD MAX BROOSCH	Bergheimer Str. 81	69115 HD	20.11.2014
LUDWIG BRUMMER	Dreikönigstr. 24	69117 HD	12.10.2010
DORA BUSCH	Plöck 40	69117 HD	06.10.2017
PAWEL CHREBOR	Heinr.-Fuchs-Str. 96	69126 HD	15.03.2013
GISELA DEBUS, GEB. DEMUTH	Hainsbachweg 1	69120 HD	06.02.2015
HANS-WERNER DEMUTH	Hainsbachweg 1	69120 HD	06.02.2015
LUDWIG DEMUTH	Hainsbachweg 1	69120 HD	06.02.2015

<i>NAME</i>	<i>VERLEGEORT</i>		<i>VERL.-DAT.</i>
OLGA DEMUTH, GEB. GEISSMAR	Hainsbachweg 1	69120 HD	06.02.2015
PAULA DEUTSCH, GEB. FRANKENTHAL	Werderstr. 17	69120 HD	15.11.2012
SALOMON DEUTSCH	Werderstr. 17	69120 HD	15.11.2012
ELISE DOSENHEIMER	Blumenthalstr. 36	69120 HD	20.11.2014
HERMANN DURLACHER	Hauptstr. 121	69117 HD	12.10.2010
LUDWIG DURLACHER	Hauptstr. 121	69117 HD	12.10.2010
MARTA DURLACHER, GEB. FISCHER	Hauptstr. 121	69117 HD	12.10.2010
WALTER DURLACHER	Hauptstr. 121	69117 HD	12.10.2010
EUGEN EHRMANN	Plöck 40	69117 HD	06.10.2017
BERTA EISENMANN	Plöck 40	69117 HD	06.10.2017
BETTI ENGELBERG, GEB. HIRSCHHORN	Bluntschlistr. 4	69115 HD	28.06.2016
ISAK ENGELBERG	Bluntschlistr. 4	69115 HD	28.06.2016
NIKOLAJ EWODKIMOW	Heinr.-Fuchs-Str. 96	69126 HD	15.03.2013
HEINRICH FEHRENTZ	Dreikönigstr. 15	69117 HD	12.10.2010
ANNI AUGUSTE FISCH	Friedr.-Ebert-Anl. 55	69117 HD	20.11.2014
HERMINE FISCH	Friedr.-Ebert-Anl. 55	69117 HD	20.11.2014
WALTER JULIUS FISCH	Friedr.-Ebert-Anl. 55	69117 HD	20.11.2014
ALFRED FLOR	Rohrbacher Str. 18	69115 HD	28.11.2011
ADOLF DAVID FREUND	Rohrbacher Str. 77A	69115 HD	29.11.2011
AMALIE FREUND	Rohrbacher Str. 77A	69115 HD	29.11.2011
CLARA FREUND, GEB. DORNBERGER	Rohrbacher Str. 77A	69115 HD	29.11.2011
HEINRICH FREUND	Rohrbacher Str. 77A	69115 HD	29.11.2011
ALBERT FRITZ	Albert-Fritz-Str. 52	69124 HD	15.11.2012
ELISABETH GEISSMAR, GEB. HIRSCH	Graimbergweg 1	69117 HD	16.03.2013
ELSE GEISSMAR	Graimbergweg 1	69117 HD	16.03.2013
JAKOB GEISSMAR	Graimbergweg 1	69117 HD	16.03.2013
JOHANNA GEISSMAR	Moltkestr. 6	69120 HD	16.03.2013
MARTHA GEISSMAR	Graimbergweg 1	69117 HD	16.03.2013
LEONTINE GOLDSCHMIDT, GEB. VON PORTHEIM	Gaisbergstr. 9	69115 HD	12.10.2010
ELLA GUTMAN, GEB. MOMBERT	Klingenteichstr. 6	69117 HD	16.03.2013
BABETTE „LIESE“ GUTMANN, GEB. OTTENSOSER	Bergheimer Str. 118	69115 HD	06.10.2017
HERMINE GUTMANN, GEB. FREUND	Bergheimer Str. 118	69115 HD	06.10.2017
MAX GUTMANN	Bergheimer Str. 118	69115 HD	06.10.2017
OTTO SALLY GUTMANN	Bergheimer Str. 118	69115 HD	06.10.2017
MAX THOMAS GUTMANN	Bergheimer Str. 118	69115 HD	06.10.2017

<i>NAME</i>	<i>VERLEGEORT</i>		<i>VERL.-DAT.</i>
ANNA HAMBURGER	Helmholtzstr. 18	69120 HD	16.03.2013
KLARA HAMBURGER	Helmholtzstr. 18	69120 HD	16.03.2013
FANNY HEISELBECK, GEB. STORCH	Heinr.-Fuchs-Str. 41	69126 HD	28.06.2016
LEO LESER HEISELBECK	Heinr.-Fuchs-Str. 41	69126 HD	28.06.2016
HEDWIG HIMMELSTERN	Kirschgartenstr. 103	69126 HD	28.06.2016
ROSALIE HIMMELSTERN, GEB. WASSERMANN	Kirschgartenstr. 103	69126 HD	28.06.2016
MAX HIRSCH	Albert-Mays-Str. 11A	69115 HD	28.06.2016
ALICE CHARLOTTE HOCHHERR	Uferstr. 20	69120 HD	15.11.2012
ELLA HOCHHERR, GEB. LIESER	Brückenstr. 51	69120 HD	15.11.2012
ERIKA HOCHHERR	Kaiserstr. 29	69115 HD	15.11.2012
EVA HOCHHERR, GEB. MAINZER	Kaiserstr. 29	69115 HD	15.11.2012
FERDINAND HOCHHERR	Kaiserstr. 29	69115 HD	15.11.2012
FRIEDA HOCHHERR, GEB. CARLEBACH	Uferstr. 20	69120 HD	15.11.2012
GUSTAV HOCHHERR	Uferstr. 20	69120 HD	15.11.2012
HEINRICH „HEINZ“ HOCHHERR	Brückenstr. 51	69120 HD	15.11.2012
JELLA HOCHHERR	Kaiserstr. 29	69115 HD	15.11.2012
LISELOTTE HOCHHERR	Brückenstr. 51	69120 HD	15.11.2012
MARGOT HOCHHERR, GEB. BÄHR	Brückenstr. 51	69120 HD	15.11.2012
SIMON HOCHHERR	Brückenstr. 51	69120 HD	15.11.2012
SUSANNE HOCHHERR	Brückenstr. 51	69120 HD	15.11.2012
JULIE JANKAU	Plöck 34	69117 HD	16.03.2013
ANSELM KAHN	Karlsruher Str. 19	69126 HD	28.06.2016
CLEMENTINE KAHN, GEB. VOGEL, WIEDERVERH. SIMON	Karlsruher Str. 19	69126 HD	28.06.2016
ELSE KAHN	Karlsruher Str. 19	69126 HD	28.06.2016
ERICH KAHN	Bunsenstr. 7	69115 HD	06.10.2017
HEINZ KAHN	Bunsenstr. 7	69115 HD	06.10.2017
KAROLINE KAHN	Karlsruher Str. 19	69126 HD	28.06.2016
MARTHA KAHN, GEB. HERZ	Bunsenstr. 7	69115 HD	06.10.2017
STIEGFRIED KAHN	Bunsenstr. 7	69115 HD	06.10.2017
ALBERT KAUFMANN	Rohrbacher Str. 18	69115 HD	28.11.2011
GERDA KAUFMANN, GEB. FLEISCHACKER	Rohrbacher Str. 18	69115 HD	28.11.2011
KAROLINE KAUFMANN, GEB. HESS	Rohrbacher Str. 18	69115 HD	28.11.2011
LUDWIG KAUFMANN	Rohrbacher Str. 18	69115 HD	28.11.2011
LUCIA „LUCIE“ KUHN, GEB. SELIGMANN	Weberstr. 7	69120 HD	20.11.2014
WERNER KUHN	Weberstr. 7	69120 HD	20.11.2014

<i>NAME</i>	<i>VERLEGEORT</i>		<i>VERL.-DAT.</i>
MAX LEDERMANN	Endemannstr. 11	69115 HD	28.06.2016
MINA LEDERMANN, GEB. ASCHER	Endemannstr. 11	69115 HD	28.06.2016
CONRAD LESER	Bergstr. 32	69120 HD	06.02.2015
GUIDO LESER	Bergstr. 32	69120 HD	06.02.2015
IRMINGARD LESER, GEB. MEYER	Bergstr. 32	69120 HD	06.02.2015
AMALIE „MALLY“ LIEBHOLD, GEB. MARX	Bergstr. 86	69120 HD	12.10.2010
KLAUS LIEBHOLD	Bergstr. 86	69120 HD	12.10.2010
MARTIN LIEBHOLD	Bergstr. 86	69120 HD	12.10.2010
MICHAEL „MICHEL“ LIEBHOLD	Bergstr. 86	69120 HD	12.10.2010
RUTH LIEBHOLD	Bergstr. 86	69120 HD	12.10.2010
FLORA MAIENTHAL, GEB. HIRSCH	Albert-Mays-Str. 11A	69115 HD	28.06.2016
BERTHA „BERTHEL“ MARX, GEB. GROS	Bergstr. 86	69120 HD	12.10.2010
BERTA MAYER, GEB. HAHN	Rathausstr. 41	69126 HD	28.06.2016
IRMA LUISE MAYER, VERH. POLIAKOFF	Rathausstr. 41	69126 HD	28.06.2016
JOHANNA MAYER, VERH. SLEZAK	Rathausstr. 41	69126 HD	28.06.2016
KARL MAYER	Rathausstr. 41	69126 HD	28.06.2016
RUTH SOFIE MAYER	Rathausstr. 41	69126 HD	28.06.2016
HARRY „HELMUT“ MEYER	Steubenstr. 36	69120 HD	06.10.2017
HELMUTH WILLI MEYER	Steubenstr. 36	69120 HD	06.10.2017
MARGOT MEYER	Plöck 40	69117 HD	06.10.2017
META MEYER, GEB. LEWIN	Steubenstr. 36	69120 HD	06.10.2017
ALFRED MOMBERT	Klingenteichstr. 6	69117 HD	16.03.2013
ERNA MÜLLER, GEB. WOLFF	Weberstr. 5	69120 HD	20.11.2014
FRIEDRICH MÜLLER	Weberstr. 5	69120 HD	20.11.2014
KLARA NÄGELE, GEB. SIGAL	St.-Vitus-Gasse 30	69121 HD	28.06.2016
LOUISE „ZILLA“ NEU, GEB. BARUCH	Zähringerstr. 15	69115 HD	28.11.2011
MAXIMILIAN NEU	Zähringerstr. 15	69115 HD	28.11.2011
BABETTE OPPENHEIMER, GEB. MAIER	Marktplatz 7	69117 HD	15.03.2013
BRUNO OPPENHEIMER	Sofienstr. 1	69115 HD	15.11.2012
LEOPOLD OPPENHEIMER	Marktplatz 7	69117 HD	15.03.2013
HELENE PREETORIUS	Plöck 40	69117 HD	06.10.2017
JULIUS RINKLIN	Ziegelh. Landstr. 31	69120 HD	15.11.2012
JEANETTE „NANNY“ SCHNEIDER, GEB. BOCK	Zähringerstr. 15	69115 HD	28.11.2011
ALFRED SEITZ	Karlsruher Str. 46	69126 HD	29.11.2011

<i>NAME</i>	<i>VERLEGEORT</i>		<i>VERL. -DAT.</i>
KÄTHE SEITZ, GEB. BRUNNEMER	Karlsruher Str. 46	69126 HD	29.11.2011
FLORA SELIGMANN, GEB. HIRSCH	Plöck 34	69117 HD	16.03.2013
FRIEDRICH SELIGMANN	Plöck 34	69117 HD	16.03.2013
LUDWIG SELIGMANN	Plöck 34	69117 HD	16.03.2013
CLEMENTINE SIMON, GEB. VOGEL, VERW. KAHN	Karlsruher Str. 19	69126 HD	28.06.2016
MAX SAMUEL SIMON	Hauptstr. 123	69117 HD	06.10.2017
RUTH SIMON, VERH. HARDONAG	Hauptstr. 123	69117 HD	06.10.2017
SOPHIE SIMON, GEB. WEINER	Hauptstr. 123	69117 HD	06.10.2017
WASILIJ SKORKIN	Heinr.-Fuchs-Str. 96	69126 HD	15.03.2013
BETTY SNOPEK	Rohrbacher Str. 51	69115 HD	16.03.2013
LUDWIG SNOPEK	Rohrbacher Str. 51	69115 HD	16.03.2013
SARA SNOPEK, GEB. ISAAK	Rohrbacher Str. 51	69115 HD	16.03.2013
ABRAHAM „ALBERT“ SOMMER	Friedr.-Ebert-Anl. 41	69117 HD	20.11.2014
ELSA SOMMER, GEB. HERZFELD	Friedr.-Ebert-Anl. 41	69117 HD	20.11.2014
EUGEN-FRIEDRICH SOMMER	Friedr.-Ebert-Anl. 41	69117 HD	20.11.2014
JAKOB ISAAK STORCH, GEN. STERN	Heinr.-Fuchs-Str. 41	69126 HD	28.06.2016
PAULA STORCH, GEB. HOLLOSCHÜTZ	Heinr.-Fuchs-Str. 41	69126 HD	28.06.2016
ERNST MAX SUSSMANOWITZ	Goethestr. 12	69115 HD	20.11.2014
ISAAK SUSSMANOWITZ	Goethestr. 12	69115 HD	20.11.2014
LAURA SUSSMANOWITZ, GEB. METZGER	Goethestr. 12	69115 HD	20.11.2014
EDITH SZÉKELY, GEB. SUSSMANOWITZ	Goethestr. 12	69115 HD	20.11.2014
LAJOS SZÉKELY	Goethestr. 12	69115 HD	20.11.2014
CÄCILIE WAHL, GEB. BÄR	Rathausstr. 3	69126 HD	28.06.2016
HEINRICH WAHL	Rathausstr. 3	69126 HD	28.06.2016
ANNELIESE SUSANNE WEIL, GEB. WEIL	Uferstr. 20	69120 HD	15.11.2012
ARTHUR WEIL	Uferstr. 20	69120 HD	15.11.2012
ILSE WEIL, GEB. HOCHHERR	Uferstr. 20	69120 HD	15.11.2012
INGEBORG SUSE WEIL	Uferstr. 20	69120 HD	15.11.2012
JULIUS WEIL	Uferstr. 20	69120 HD	15.11.2012
ÄNNI WEINER	Brückenstr. 4	69120 HD	06.10.2017
CHAJA SCHEINDEL „KLARA“ WEINER, GEB. RENNERT	Brückenstr. 4	69120 HD	06.10.2017
MANFRED WEINER	Brückenstr. 4	69120 HD	06.10.2017
MEIER JOSEF „MAX“ WEINER	Brückenstr. 4	69120 HD	06.10.2017

<i>NAME</i>	<i>VERLEGEORT</i>		<i>VERL.-DAT.</i>
MIA WEINER, VERH. FORSCHER	Brückenstr. 4	69120 HD	06.10.2017
FITZ SAMUEL WERTHEIMER	Hauptstr. 187	69117 HD	06.02.2015
JULIUS WERTHEIMER	Hauptstr. 187	69117 HD	06.02.2015
KARL WERTHEIMER	Hauptstr. 187	69117 HD	06.02.2015
KLARA WERTHEIMER, GEB. STRAUSS	Hauptstr. 187	69117 HD	06.02.2015
MAX WERTHEIMER	Bluntschlistr. 4	69115 HD	06.02.2015
ROSALIE WERTHEIMER, GEB. STRAUSS	Bluntschlistr. 4	69115 HD	06.02.2015
NATHAN WOLFF	Rathausstr. 10	69126 HD	28.06.2016
SOPHIE WOLFF, GEB. MÜNZESHEIMER	Rathausstr. 10	69126 HD	28.06.2016
ESTER ZIEGLER	Heinr.-Fuchs-Str. 41	69126 HD	28.06.2016
KLARA ZIEGLER, GEB. STORCH	Heinr.-Fuchs-Str. 41	69126 HD	28.06.2016

## **Impressum**

Herausgeber: Initiative Stolpersteine Heidelberg

Autorinnen und Autoren: Flora Asseyer, Lia Bieger, Christof Binder, Hans Joachim Bremme, Claudia Candolo, Jacqueline Dotzer, Harro Grabolle, Renate Marzolff, Ingrid Moraw, Ulrike Nussbaum, Claudia Rink, Ania Suchowitz

Redaktion: Joachim Maier, Renate Marzolff, Ingrid Moraw, Claudia Rink

Umschlag: Bettina Bank, Heidelberg

Druck: City Druck, Heidelberg

Heidelberg, im September 2017